Wie nach des Geschickes geheimnisvollem Walten es Goethe beschieden war, daß seines Lebens Kreise sich von der Wiege bis zur Bahre mit den bedeutendsten Menschen seiner Zeit berührten, so war er auch in der zweiten Hälfte seines Lebens mit den großen deutschen Philologen in enge Beziehung getreten, die die Altertumswissenschaft mit Stolz die ihrigen nennt, mit Friedrich August Wolf und Gottfried Hermann. Es war ein großer Moment in der deutschen Kulturgeschichte; die Philologie und die Dichtkunst standen gerade in ihrer höchsten Blüte, als die Häupter beider Zweige des deutschen Geisteslebens aneinander traten.

Das Verhältnis Wolfs zu unserem Dichterfürsten und besonders die reiche Anregung, die Goethe in seinen Dichtungen durch den großen Philologen erfahren hat, ist schon mehrfach der Gegenstand gelehrter Untersuchungen gewesen.[1]) Weniger bekannt und noch nicht im Zusammenhange dargestellt ist die Einwirkung, die Gottfried Hermann auf Goethe ausgeübt hat und doch kommt sie dem Einflusse Wolfs sehr nahe, ja wird noch in mancher Hinsicht von dem Wolfs übertroffen. Und während die Freundschaft zwischen Goethe und Wolf harte Proben zu bestehen hatte und zuletzt ganz in die Brüche ging, ist sich Goethe in seiner Hochschätzung Hermanns immer gleich geblieben, was nicht zu verwundern ist für den, der den Charakter Wolfs und Hermanns kennt. Wie die geistreiche Art Wolfs, alles zu bestreiten und alles zu verneinen, Goethen doch zuletzt verletzen und ermüden mußte, so wurde er durch die schlichte Einfachheit Hermanns, seinen unbestechlichen Wahrheitssinn, sein lauteres Streben, das Gute zu schaffen, seine edle und charaktervolle Persönlichkeit, seine warme Begeisterung für das klassische Altertum aufs innigste angezogen.

Es war ganz natürlich, daß Goethe im Laufe der Zeit mit Hermann bekannt wurde. Es ist bekannt, welchen Zauber das klassische Altertum auf Goethes Geist von Jugend an ausgeübt hat. Je mehr er aber selbst als Dichter und Künstler wuchs, desto mehr wurde er gewahr, wie die Griechen in allen den Fragen, die ihn mächtig bewegten, schon vorgedacht und unerreichte Meisterwerke geschaffen hatten. Es war daher selbstverständlich, daß er mit innerer Teilnahme die Bestrebungen der Wissenschaft verfolgte, die dazu berufen ist, das Altertum aufzuhellen und in seinen Geist einzuführen, die Philologie. Und wie sollte sich nicht sein Blick nach Leipzig wenden, wo er selbst die ersten Studentenjahre verlebt und für dessen Universität er stets das größte Interesse gehabt hat! Wie Wolfs Prolegomena ad Homerum ihn „immer in dem Kreise von Entzückung, Hoffnung, Einsicht und Verzweiflung durchgejagt“,[2]) so wurde er mächtig von Hermanns wissenschaftlichen Arbeiten angezogen. Wenn die behandelte Sache selbst ihm auch oft fernlag, so mußte ihn doch die große Gelehrsamkeit, die Klarheit und Kühnheit der Gedanken, der Wahrheitstrieb, kurz die ganze Methode Hermanns entzücken, und mit klarem Blick erkannte er, wieviel er im Umgange mit ihm gewinnen

---

[1]) vergl. G. Lothholz, das Verh. Wolfs u. W.'s v. Humboldt zu Goethe u. Schiller. Progr. Wernigerode, 1863 u. Michael Bernays, Goethes Briefe an Fr. Aug. Wolf, Berlin 1868. — [2]) Brief an Schiller, d. 16. Mai 1798.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

würde. Und so beobachtete er denn Hermanns Arbeiten auf dem Gebiete des klassischen Altertums mit inniger Teilnahme, ja mit Bewunderung und war gewiß von dem heißen Wunsch beseelt, so wie Hermann das Griechische zu beherrschen und wie er Kenner der Griechen zu sein.

Die erste Arbeit Hermanns, die Goethes Aufmerksamkeit erregte, war wohl die im Jahre 1794 erschienene Habilitationsschrift De poeseos generibus,[1]) in der er unter Einfluß Kants, dessen Lehren ihn, obgleich das systematische Philosophieren nicht in seiner Natur lag, gewaltig angezogen hatten, scharfe Begriffsbestimmungen über die einzelnen Dichtungsarten gibt. In dieser Zeit erörterte Goethe selbst in einer großen Reihe von Briefen[2]) mit Schiller das Wesen der Poesie und wurde nicht müde, mit ihm diesen wichtigen Gegenstand zu besprechen. Der kleine Aufsatz „Über epische und dramatische Dichtung" von Goethe und Schiller,[3]) ist eine Frucht, die einerseits aus den Besprechungen, die beide große Dichter unter sich gehabt haben, hervorgegangen, andererseits aber durch Hermanns Aufsatz beeinflußt worden ist.

Viel wichtiger für das Verhältnis Goethes zu Hermann sind aber die Arbeiten, die der junge Philologe gleich darauf auf metrischem Gebiet erscheinen ließ. Durch seinen Lehrer Reiz war Hermann auf Bentley als Muster eines Metrikers hingewiesen worden. Er folgte auch seinen Spuren, ging aber bald seine eigenen Wege und schrieb, als erst Vierundzwanzigjähriger, unter Übergehung der Überlieferung der alten Metriker und Rhythmiker in rascher Folge im Jahre 1796 die Elementa doctrinae metricae und De metris poetarum Graecorum et Romanorum libri III, die auch im Jahre 1796 in Leipzig erschienen und drei Jahre später in deutscher Bearbeitung und weiterer Ausführung als „Handbuch der Metrik" herausgegeben wurden. Hermann hatte sich in diesen Werken geradezu als Meister und Begründer der wissenschaftlichen Metrik in Deutschland gezeigt. Hier wurden nicht die einzelnen Metra aufgezählt, sondern die allgemeinen Gesetze des Rhythmus entwickelt und nach Kantischen Kategorien philosophisch begründet. Überall hat Hermann hier Bahn gebrochen uud neue Pfade gefunden. Auch auf die Schönheit der griechischen Rhythmen und ihre Übereinstimmung mit dem Inhalt machte er zuerst aufmerksam und er zuerst sah in den Versmaßen der Oden Pindars oder in den Chorgesängen der griechischen Tragiker nicht Willkür, sondern fand überall Ordnung und Gesetz.[4])

Diese metrischen Arbeiten Hermanns waren es, die direkt Goethes Aufmerksamkeit auf den jungen Philologen lenkten. Goethe, der wie kein anderer deutscher Dichter ein feines Gefühl für die Harmonie von Form und Inhalt hatte und sich hierin den Mustern der Griechen zu nähern bestrebt war, begrüßte Hermanns Metrik aufs freudigste. Er hatte damals gerade Hermann und Dorothea vollendet und dichtete eifrig an seiner Achilleis und der Helenatragödie im II. Teil des Faust.[5]) Die sich in diesen Dichtungen findenden antiken Versmaße sind im steten Hinblick auf Hermanns Metrik geformt und gefeilt worden.[6]) So recht konnte Goethe sich aber nicht mit den abstrakten Theoremen in Hermanns Metrik zurechtfinden, und so

---

[1]) Godofredi Hermanni Opuscula, Lipsiae, Vol. I p. 20 sq. — [2]) s. bes. d. Briefe Goethes an Schiller v. 19., 22. u. 26. April u. 23. Dez. 1797 u. d. Brief Sch.'s an G. d. 26. Dez. 1797. — [3]) W. 41. 2. S. 220 ff. Verf. zitiert stets nach der großen Weimarer Sophien-Ausgabe = W. Dieser Aufsatz war ursprünglich Beilage zu G.'s Br. an Sch. v. 23. Dez. 1797. — [4]) vergl. O. Jahn, Biographische Aufsätze S. 111. — [5]) Goethes Gespräche, herausgeg. v. Fl. v. Biedermann, II. Aufl. Bd. 1, S. 281. — [6]) s. Graef, Goethe ü. seine Dichtungen I, S. 99.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wurde der Wunsch in ihm rege, mit Hermann persönlich bekannt zu werden. Dazu fand sich bald Gelegenheit. Als Goethe am 7. Mai des Jahres 1800 mit dem Herzog Karl August in Leipzig war, wo auch eine Zusammenkunft mit Fr. Aug. Wolf stattgefunden hatte, benutzte er diese Gelegenheit und trat am Abende dieses Tages unerwartet zu dem erstaunten Hermann ins Zimmer. Dieser war damals noch Junggeselle und wohnte auf dem Markte, sechs Treppen hoch, in einem kleinen Zimmer, das mit Büchern, Karten, Handschriften und ähnlichen Dingen in genialer Unordnung vollgepfropft war. Hier saß Hermann gespornt und gestiefelt, wie er es als eifriger Reiter zu tun pflegte, in Tabakswolken eingehüllt.[1]) Wie wird beiden wohl zu Mute gewesen sein, als der berühmte Dichter dem bescheidenen Gelehrten gegenüberstand! Es entspann sich alsbald ein lebhaftes Gespräch zwischen beiden über die Verskunst, Prosodie und Rhythmik. Nach einer Notiz in Goethes Tagebüchern (den 7. Mai 1800) unterhielten sie sich über Aeschylus und Plautus, dann „über mancherlei philologische Gegenstände" und Euripides. Schließlich forderte Goethe Hermann auf, eine deutsche Metrik zu schreiben, was Hermann bescheiden mit dem Bemerken ablehnte, es sei Goethes Aufgabe, die deutsche Metrik zu schaffen.[2])

Daß sich Goethe und auch Schiller in den folgenden Jahren fort und fort mit Hermanns Metrik befaßt haben, geht deutlich aus dem Briefwechsel beider Dichter hervor. Am 26. September 1800 bat sich Schiller von Goethe Hermanns Metrik aus, um sich Rat über den griechischen Trimeter zu holen und Einsicht in die griechische Metrik zu erhalten. Als dann die Metrik Hermanns in Schillers Händen war, schrieb er an Goethe:[3]) „Es wird mir schwer, mit Hermanns Buch zurecht zu kommen, und schon vornherein finden sich Schwierigkeiten, ich bin neugierig, wie es Ihnen mit diesem Buche ergangen ist, und hoffe, daß Sie mir ein Licht darin aufstecken werden." Hermanns Metrik hat Goethe nie mehr aus der Hand gelegt, sondern, wie sich nachweisen läßt, bis in seine spätesten Jahre immer wieder zu Rate gezogen. So studierte er z. B. Hermanns Metrik für den Abschluß der Pandora[4]) auf das genaueste, um sich über die Ionici und die Choriamben zu belehren, wie ja die in diesem Stücke sich findenden Verse besonders gut gebaut sind.[5]) Auch Welcker rühmt die in der Pandora befindlichen Verse als besonders gut gefeilt.[6])

Es ist begreiflich, daß Goethe fortan allen wissenschaftlichen Arbeiten Hermanns großes Interesse entgegenbrachte. So las er mit Vergnügen die im Jahre 1803 erschienene Schrift über den Unterschied des prosaischen und poetischen Stils[7]), in der Hermann von scharfen Begriffsbestimmungen ausging, wie er sie durch die Kantische Philosophie kennen gelernt hatte. Noch mehr zog Goethe Hermanns Arbeit über die tragische und epische Poesie[8]) an, in der auch Kantische Kategorien zugrunde gelegt waren. Und wie eifrig wird Goethe die Poetik des Aristoteles[9]) studiert haben, die Hermann in dieser Zeit herausgab, ins Lateinische übersetzte und mit einem sehr ausführlichen Kommentar versehen hat! Hier hat er alle schwierigen Stellen erklärt und überall zu Lessings Ansichten Stellung genommen, wie dieser sie in der Hamburgischen Dramaturgie über die Tragödie im allgemeinen und

---

[1]) vergl. Ed. Platner, Zur Erinnerung an G. H., in d. Zeitschrift f. d. Altertumswissenschaft 1849. Nr. 1 u. 2. — [2]) s. Gespräche mit G., a. a. O., I, S. 281, d. 7. Mai 1800. — [3]) d. 1. Okt. 1800. — [4]) Tagebuch, d. 26. Mai 1808. — [5]) s. v. Wilamowitz-Möllendorf im Goethe-Jahrbuch XIX, S. 4*f. — [6]) Goethe-Jahrbuch XIX, S. 194. — [7]) De differentia prosae et poeticae orationis disputatio, in G. Herm. op. I. p. 81—128. — [8]) De tragica et epica poesi, Lipsiae 1802. — [9]) Aristotelis De arte poetica liber cum commentariis Godofredi Hermanni, Lipsiae 1802.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über Mitleid und Furcht im besonderen entwickelt hat. Hier fand Goethe den besten Aufschluß über die Fragen, die ihn selbst und Schiller fort und fort beschäftigten.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß Hermann wegen seiner Anlehnung an Kant bei diesen Arbeiten oft getadelt worden ist. Theodor Benfey [1]) sagt geradezu, die philosophische Richtung seiner Zeit wäre Hermann nachteilig gewesen, er ermangelte des historischen Sinns und suchte alle Erscheinungen auf sprachlichem Gebiet aus allgemeinen, wie er meinte, notwendigen Gesetzen zu erklären, die er sich oft willkürlich konstruierte. Heute wird dies wohl allgemein zugegeben.

Von hohem Wert ist auch Hermanns Ausgabe der den Namen des Orpheus tragenden Dichtungen (im Jahre 1805) wegen der grundlegenden Untersuchungen über die Entstehung und vor allem über das Alter der orphischen Dichtungen, von dem man sich vor Hermann die falschesten Vorstellungen gemacht hatte. Diese Abhandlung ist, wie O. Jahn sagt,[2]) „ein Muster scharfer Beobachtung und feinen Taktes, in der auf dem Wege metrischer und sprachlicher Forschung Resultate von unzweifelhafter Sicherheit für die Literaturgeschichte gewonnen sind". Auch v. Wilamowitz-Moellendorf sagt von dieser Arbeit Hermanns, daß er mit ihr sein höchstes geleistet habe.[3]) Wir werden noch später zeigen, daß auch Goethes Interesse für die Orphica wachgerufen wurde, und daß er durch sie zu eigenen dichterischen Erzeugnissen veranlaßt worden ist.

Das nächste Werk Hermanns, dem Goethe die größte Bewunderung zollte und durch das er für immer für Hermann gewonnen wurde, war seine Mythologie.[4]) Goethe hat sich oft über diese Schrift geäußert und stets mit höchster Anerkennung. Durch diese Mythologie ist er zu eigenen Dichtungen, wie zu wissenschaftlichen Arbeiten veranlaßt worden, ja, ihre Einwirkung ist, wie wir sehen werden, auch in der Ausgestaltung der Helena-Tragödie im zweiten Teil des Faust bemerkbar. Hermann ließ seiner Mythologie ein Jahr später noch eine ähnliche Schrift folgen, die den Anfang der griechischen Geschichte behandelte.[5]) Die Veranlassung zu beiden Schriften war folgende. Hermanns Beschäftigung mit den alten griechischen Epen, besonders mit der Theogonie Hesiods, führte ihn dazu, der Frage über den Ursprung der griechischen Mythen näherzutreten und zu der symbolisch mystischen Deutung derselben durch den Heidelberger Professor Fr. Creuzer,[6]) die in weiten Kreisen großes Aufsehen erregte, Stellung zu nehmen.[7]) Nach Hermanns Ansicht ist die älteste griechische Mythologie weder symbolisch noch allegorisch, wie Creuzer behauptet, sondern poetisch, d. h. personifizierend, und die etymologische Deutung ist nach seiner Ansicht das einzige Mittel zum Verständnis der Mythen. Ohne also auf die historische Entwicklung der Mythen näher einzugehen, oder der Phantasie ein Recht einzuräumen, zog Hermann das Sprachliche, Wurzel und Namen der Wörter zur Deutung der Mythen heran und führte aus, daß Name und Wurzel das Wesen der in den Mythen vorkommenden Gottheiten erklären.[8])

---

[1]) Gesch. d. Sprachwissenschaft, München 1869, S. 421. — [2]) Biographische Aufsätze S. 109. — [3]) Euripidis Herakles, I, S. 236. — [4]) De mythologia Graecorum antiquissima dissertatio, Lipsiae 1817, G. H. op. II, p. 167—194. — [5]) De historiae graecae primordiis dissertatio, Lipsiae 1818, G. H. op. II, p. 195—216. — [6]) Symbolik u. Mythologie d. alten Völker, bes. d. Griechen. Leipzig u. Darmstadt 1810—1812. — [7]) vergl. C. Bursian i. d. Allg. Deutsch. Biographie, s. v. G. Hermann. — [8]) Nomina deorum omnium origine Graeca sunt, et a munere cuiusque dei atque officio petita . . . . ex nominibus naturam et munia cognoscenda esse deorum, G. H. op. II, p. 169.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diese Schrift Hermanns spaltete die Schar der Gelehrten und Gebildeten gewissermaßen in zwei Lager, und da die von Hermann oft allzu kühn aufgestellten Etymologien, wie er später selbst zugegeben hat,[1]) zum Teil nicht richtig waren, fehlte es nicht an offenen Feinden und heimlichen Widersachern. Voß, Lobeck, Welcker[2]) und andere hatten sich über die Schrift aufgehalten und gesagt, sie sei entweder zum Scherz geschrieben oder sei zu tadeln, wenn sie ernst gemeint sei.[3]) Auch Ottfried Müller hatte Hermanns Verfahren für unbewiesen, unwahrscheinlich und geradezu widersinnig erklärt.[4]) Creuzer, der die symbolisch-mystische Richtung vertrat und behauptete, daß in den Mythen aller Völker eine übereinstimmende, mit Berechnung erfundene allegorische Bildersprache für bestimmte religiöse Ideen enthalten sei,[5]) stand an der Spitze der Gegner Hermanns. Es entspann sich nun zwischen beiden Gelehrten ein Briefwechsel, der von beiden Seiten ruhig und sachlich geführt wurde, aber doch oft recht abweichende Urteile über die vorliegende Frage enthielt. Die Briefe, es waren im ganzen sechs, drei von Hermann und drei von Creuzer, wurden gedruckt und erregten berechtigtes Aufsehen.[6]) Zu diesen sechs Briefen gehörte auch Hermanns Abhandlung „Über das Vorhomerische Zeitalter. Ein Anhang zu den Briefen über Homer und Hesiod von G. Hermann und Fr. Creuzer.“ Gleich darauf ließ Hermann noch einen siebenten Brief erscheinen „Über das Wesen und die Behandlung der Mythologie“. Ein Brief an Herrn Hofrat Creuzer von G. Hermann, Leipzig 1819. — Der Inhalt aller dieser Schriften ist im wesentlichen der, daß Creuzer die griechischen Mythen symbolisch-allegorisch-mystisch erklären will, während nach Hermanns Ansicht Homer und Hesiod von Symbolik, Allegorie und Mystik nichts wußten. Gleich im ersten Briefe[7]) schreibt Hermann aufs deutlichste an Creuzer: „Der Dichter redet nicht symbolisch, sondern das Symbolische liegt nur in der Sache. Homer und Hesiodus wußten von Symbolik und Mystik durchaus gar nichts, sondern alles, was sie erzählen, erzählen sie als Tatsache ganz einfach in vollem Glauben, ohne nach Grund und Ursache, oder einer anderen Deutung zu fragen. Sie folgten älteren Dichtern, die ihre Worte nicht immer im buchstäblichen, sondern oft im übertragenen Sinne gebrauchten.“ Die älteste Mythologie trägt nach Hermanns Ansicht ihre ganze Lehre schlicht und einfach aber poetisch vor. Der Dichter personifiziert, und etymologische Deutung ist das einzige, was man zum Verständnis der Mythen nötig hat. Die Vorgänger Homers und Hesiods trugen nichts als eine Kosmogonie vor, indem sie die Elemente, Kräfte, Eigenschaften der Natur mit ihren wahren Namen bezeichneten, aber als Personen einführten und das Entstehen derselben aus einander, folglich als Zeugung darstellten.[8])

Creuzer schickte nun die zwischen ihm und Hermann gewechselten Briefe an Goethe und rief ihn gewissermaßen zum Schiedsrichter auf. Wieso Creuzer dazu kam, gerade Goethes Entscheidung in diesen schwierigen Fragen anzurufen, hat er selbst viele Jahre später aufs genaueste erklärt.[9]) Nach seiner Schilderung hatte er schon im Jahre 1805 an Goethe den

---

[1]) God. Herm. Op. II, p. 167. — [2]) Nachtrag zu d. Schrift ü. d. Aeschylische Trilogie, Frankf. a. M. 1826, S. 4 ff. — [3]) Fuerunt, qui vel ut lusum riderent, vel, si serio dicta essent, vituperarent. G. Herm. Op. II, p. 167 u. 195. — [4]) Über die Proömien der Theogonie. — [5]) Vergl. H. Köchly, G. Herm. Zu s. 100jährigen Geburtstage, Heidelberg 1876. S. 41. — [6]) Briefe ü. Homer u. Hesiodus, vorzüglich ü. d. Theogonie v. G. Hermann u. Fr. Creuzer, Professoren zu Leipzig u. zu Heidelberg. (Mit besonderer Hinsicht auf des ersteren Diss. De mythologia Graecorum antiquissima u. auf des letzteren Symbolik u. Mythologie d. Griechen.) Heidelberg 1818. — [7]) a. a. O. S. 2. — [8]) a. a. O. S. 16. — [9]) s. Fr. Creuzer, Aus d. Leben eines alten Professors, Leipzig u. Darmstadt, 1848, S. 110 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1. und 2. Band der „Studien“ [1]) geschickt und dafür von Goethe einen freundlichen Dankbrief erhalten. Goethe schrieb hierüber in den Tag- und Jahresheften im Jahre 1806 [2]): „An dem höhern Sittlichen Religiösen Theil zu nehmen, riefen mich die Studien von Daub und Creuzer auf.“ — Im Jahre 1815 lernte Creuzer dann Goethe durch Vermittlung von Boisserée kennen und hatte mit ihm ein Gespräch über alte Symbolik und besonders „über die Einheit in der Zweiheit, ein Grundgedanke, dem die Natur gehorche.“ Er erhielt dann von Goethe aus Weimar ein Gedicht zugeschickt, das dieser später in seinem Westöstlichen Divan aufgenommen hat. Es trägt die Überschrift Gingo biloba und lautet folgendermaßen: [3])

Dieses Baums Blatt, der von Osten
Meinem Garten anvertraut,
Gibt geheimen Sinn zu kosten,
Wie's den Wissenden erbaut.

Ist es Ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als Eines kennt?

Solche Fragen zu erwidern,
Fand ich wohl den rechten Sinn;
Fühlst du nicht in meinen Liedern,
Daß ich eins und doppelt bin?

Goethe schickte dieses Gedicht an Creuzer mit der Bemerkung: „Zur Erinnerung glücklicher Septembertage 1815, Goethe.“ In diesen Tagen hatte er das Gespräch über Symbolik mit Creuzer gehabt und an Marianne von Willemer ein Blatt des zweilappigen Gingobaumes als Sinnbild der Freundschaft geschickt.

Da nun, wie Creuzer mit gewisser Eitelkeit erzählt, auch Jacobs, Fr. Aug. Wolf, Welcker, E. Gerhard und andere berühmte Gelehrte seine Schriften gelobt hatten und er Hermann wohl für einen großen Philologen und Kritiker, aber für keinen glücklichen Mythologen hielt, so hoffte er auch in Goethe einen Gesinnungsgenossen zu finden. Darin hatte er sich aber gründlich getäuscht. Goethe, dem wie Hermann [4]) alles Mystische von jeher ein Greuel war, schrieb nach Empfang der zwischen Creuzer und Hermann gewechselten Briefe am 1. Oktober 1817 jenen bekannten Brief an Creuzer, in dem er eine Parteinahme in dem Streite zwischen beiden Gelehrten mit dem Bemerken ablehnte, daß er kein Fachmann sei. Er ließ aber offen seine Meinung durchleuchten, daß ihm Creuzers mystische Auffassung und allegorische Behandlung der Mythen nicht zusage, und seinen Freunden gegenüber äußerte er ganz unverhohlen seine Bewunderung für Hermann. Er sah nur das Große, das Hermann leistete und nannte ihn seinen eigensten Vorfechter. Von Hermanns lateinischer Dissertation über die alte Mythologie der Griechen schrieb er an Boisserée, [5]) sie mache ihn ganz gesund.

---

[1]) Die Studien, herausgegeben von Carl Daub und Fried. Creuzer, Frankfurt und Heidelberg, 1805—1811, 6 Bände. — [2]) W.B. 35, S. 262. — [3]) W.B. 6, S. 152. — [4]) s. Platner, a. a. O., Nr. 2. — [5]) d. 16. Jan. 1818.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ihm sei es einerlei, ob die Hypothese philologisch-kritisch haltbar sei und es sei aus Hermanns Arbeit so viel zu lernen, daß ihm nicht leicht in wenigen Blättern so viel Lehrreiches vorgekommen sei. — Goethe wurde in diesen schwierigen Fragen durch einen gewissen Instinkt getrieben. Er nahm sich wohl nicht die Zeit, war auch wohl nicht imstande, hier die Spreu von dem Weizen zu sondern. Die heutige Wissenschaft hat hier erst Klarheit gebracht. Creuzers Licht, sagt v. Wilamowitz-Möllendorf,[1]) ist heute längst erloschen, von Hermanns Mythologie redet man aus Pietät nicht, Welcker ist von Goethe vollständig verkannt worden.

Laut Tagebuch[2]) und Briefen[3]) beschäftigte sich Goethe in dieser Zeit aufs eingehendste mit Creuzers, Hermanns, Welckers, Zoëgas und anderen einschlägigen Schriften und schrieb von Hermanns Mythologie in den Tages- und Jahresheften von 1817:[4]) „Hermann über die älteste griechische Mythologie interessierte die Weimarer Sprachfreunde auf einen hohen Grad.“ Und als er im Jahre 1819 den oben erwähnten siebenten Brief Hermanns „Über das Wesen und die Behandlung der Mythologie“ erhalten hatte, schrieb er in den Tag- und Jahresheften von 1820:[5]) „Hermanns Programm über das Wesen und die Behandlung der Mythologie empfing ich mit der Hochachtung, die ich den Arbeiten dieses vorzüglichen Mannes von jeher gewidmet hatte; denn was kann uns zu höherem Vorteil gereichen, als in die Ansichten solcher Männer einzugehen, die mit Tief- und Scharfsinn ihre Aufmerksamkeit auf ein einziges Ziel hinrichten? Eine Bemerkung konnte mir nicht entgehen: daß die spracherfindenden Urvölker bei Benamung der Naturerscheinungen und deren Verehrung als waltende Gottheiten mehr durch das Furchtbare als durch das Erfreuliche derselben aufgeregt werden, so daß sie eigentlich mehr tumultuarisch zerstörende, als ruhig schaffende Gottheiten gewahr wurden. Mir schienen, da sich denn doch dieses Menschengeschlecht in seinen Grundzügen niemals verändert, die neuesten geologischen Theoristen von eben dem Schlage, die ohne feuerspeiende Berge, Erdbeben, Kluftrisse, unterirdische Druck- und Quetschwerke (πιέσματα), Stürme und Sündfluten keine Welt zu schaffen wissen.“ Goethe war bekanntlich ein ergrimmter Feind der Geologen seiner Zeit, der Plutonisten oder Vulkanisten, und gewann Hermann durch diese gegenseitige Übereinstimmung der Ansichten auch auf diesem Gebiete nur noch lieber. In der klassischen Walpurgisnacht im 2. Teil des Faust zeigt der Streit zwischen den Neptunisten und Vulkanisten (Vers 7495 ff.) auch Goethes Studien der Hermannschen Mythologie und anderer durch diese hervorgerufenen Schriften. Wir werden später darauf noch näher eingehen.

In der Folgezeit sehen wir Goethe sich aufs eifrigste mit Hermanns Mythologie beschäftigen.[6]) Ja, er ruhte nicht eher, als bis er mit diesen Fragen ins reine gekommen war, klagte aber wiederholt über den Streit unter den Gelehrten, durch den das gefundene Gute leider wieder verscharrt und verschüttet wurde. In diesem Sinn schrieb er an Knebel:[7]) Durch Hermann, Creuzer, Zoëga und Welcker sei er in die griechische Mythologie, ja, bis in die Orphischen Finsternisse geraten. Es sei eine wunderliche Welt, die sich einem da auftue. Leider werde sie selbst durch die Bemühungen so vorzüglicher Männer nicht völlig ins Klare gesetzt werden, denn was der eine aufhelle, verdunkele der andere wieder. In Briefen an S. Boisserée[8]) und Meyer[9]) äußert er sich ganz ähnlich. An ersteren schreibt er (d. 16. Jan. 1818):

[1]) Eur. Herak., S. 237 ff. — [2]) d. 26. u. 27. Sept. 1817. — [3]) an Knebel, d. 9. Okt. 1817. — [4]) W., 36. B., S. 129. — [5]) W., 36. B., S. 173. — [6]) s. Tagebuch d. 1. bis 8. Okt. 1817. — [7]) d. 9. Okt. 1817. — [8]) d. 17. Okt. 1817 u. d. 16. Jan. 1818. — [9]) d. 28. Okt. 1817.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zoëga fing an zu schwanken, Böttcher tastete überall herum, Creuzer und Welcker entziehen uns täglich mehr die Vorteile der griechischen Mannigfaltigkeit, Hermann dagegen ist unser eigenster Vorfechter. Seine lateinische Dissertation über die alte Mythologie macht mich ganz gesund.

Es lag in Goethes Natur, sich bei diesem Zwiespalt nicht zufrieden zu geben, sondern auch aus ihm das Gute hervorgehen zu lassen. Indem er seine Gedanken über das Verhältnis von Notwendigkeit und Freiheit an die in der Orphischen Kosmogonie begründeten Urbegriffe anknüpfte, sind dann aus Goethes Beschäftigung mit der ältesten Mythologie der Griechen, wie er sie durch Hermann kennen gelernt hatte, jene herrlichen Orphischen Urworte[1]) hervorgegangen, denen er die Überschriften Δαίμων, Τύχη, Ἔρως, Ἀνάγκη, Ἐλπίς gegeben hat, fünf Begriffe, die wie kaum andere das Menschenleben beherrschen. Ein eigener Zauber von Schönheit und Weisheit ist über diese Verse ausgegossen. Nach den Aufzeichnungen in den Tagebüchern beschäftigte sich Goethe seit dem 2. Okt. 1817 viel mit Creuzers, Hermanns, Zoëgas und Welckers mythologischen Arbeiten. Am 2. Oktober wird „Paraphrase zu einer Hermannschen Stelle" notiert, am 7. Oktober: „Orphische Begriffe", am 8. Oktober „Fünf Stanzen ins Reine geschrieben". Reinhold Kekule von Stradowitz[2]) hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Zoëgaschen Abhandlungen,[3]) die Goethe am 6., 7. und 8. Oktober 1817 las, den Anlaß zu den Orphischen Urworten gegeben haben. Hier findet sich in der Abhandlung „Tyche und Nemesis" S. 39 allerdings der Satz: Nach den Ägyptern, sagt er, (Macrobius, Saturnalien I. 19) sind der Götter, die der Geburt des Menschen beystehn, vier: Δαίμων, Τύχη, Ἔρως, Ἀνάγκη." Im folgenden ist dann auch von den Planeten die Rede und selbst von der Hoffnung, wodurch Goethe gewiß veranlaßt worden ist, zu den vier angegebenen Begriffen noch die Ἐλπίς zu fügen. — Goethe schätzte Zoëga als einen sehr gründlichen Forscher allerdings besonders hoch und nannte es „eine verdienstvolle Arbeit", daß Welcker Zoëgas Schriften herausgegeben hat.[4])

Goethe hat sich auch in seinen Briefen mehrfach über diese orphischen Urworte geäußert. An Boisserée schrieb er,[5]) er füge „uralte Wundersprüche über Menschenschicksale hinzu", in einem Briefe an Nees von Esenbeck nennt er sie[6]) „eine Recapitulation dieser uralten concentrirten Darstellung menschlichen Geschickes", seiner Schwiegertochter empfiehlt er diese fünf Stanzen mit den Worten[7]) „sie eröffnen dem Nachdenken einen unendlichen Raum, und lassen alles, was wir nur erfahren haben, wie in tausendfältigen Spiegeln wieder erblicken". An Boisserée schrieb er:[8]) „Daß meine Orphika bey Ihnen gut aufgehoben seyen, wußte ich voraus. Wenn man das diffuse Alterthum wieder quintessenzirt, so gibt es alsobald einen herzerquickenden Becher." Auch in den Tag- und Jahresheften vom Jahre 1817 werden diese fünf Stanzen erwähnt. Solche herrlichen Früchte hat die Beschäftigung mit den Werken des großen Philologen bei Goethe gezeitigt.

Auch zu wissenschaftlichen Arbeiten wurde Goethe durch Hermann in dieser Zeit veranlaßt. So ist sein tiefsinniger Aufsatz „Geistes-Epochen, nach Hermanns neusten Mitteilungen"[9]) aus Hermanns Schrift „De mythologia Graecorum antiquissima" hervorgegangen.

---

[1]) W., 3. B., S. 95 f. u. 41. B. I, S. 215 ff. — [2]) Goethe-Jahrbuch 19. B., S. 186 ff. — [3]) Georg Zoëgas Abhandlungen. Herausgegeben v. Fr. G. Welcker, Göttingen 1817. — [4]) im Briefe an Meyer d. 28. Okt. 1817. — [5]) d. 21. Mai 1818. — [6]) d. 25. Mai 1818 — [7]) d. 22. Juni 1818. — [8]) d. 16. Juli 1818. — [9]) W. 41, 1, S. 128 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Goethes hier niedergelegte Gedanken knüpfen direkt an die Untersuchungen Hermanns an und ziehen aus ihnen allgemeine Schlüsse. Die in Hermanns Werk ausgeführte Geschichte der griechischen Götterlehre veranlaßte ihn, in seiner Weise die Ergebnisse jener Forschungen aus den Entwicklungsgesetzen des menschlichen Geistes abzuleiten und seine Betrachtungen darüber niederzulegen.[1]) Er wollte die Grundzüge einer Geschichtsphilosophie allgemeiner formen und prägte Hermanns philologische Arbeit im allgemeinen Sinne um. Der Titel erklärt sich daraus, daß Goethe sich hier im Anschluß an Hermanns Werk die Geistesepochen des Menschengeschlechts zurechtlegt. Das Schlußschema zeigt zusammenfassend Goethes Gedanken. —

Nach einer glücklichen Fügung des Geschickes traf Goethe nach einer Unterbrechung von zwanzig Jahren im Mai d. J. 1820 mit Hermann wieder persönlich zusammen und zwar in Karlsbad. In den Tag- und Jahresheften vom Jahre 1820 schreibt Goethe hierüber:[2]) „Mit Professor Hermann aus Leipzig führt mich das gute Glück zusammen, und man gelangt wechselseitig zu näherer Aufklärung.“ Ähnlich äußerte er sich in einem Briefe[3]) an den Großherzog Karl August: „Höchst erfreulich war es mir auch, Professor Hermann aus Leipzig nach vielen Jahren wiederzusehen: er ist noch so wacker und nett wie jemals: sein Dämon ist ihm getreu geblieben.“ Sie verkehrten täglich miteinander,[4]) und Goethe setzte mit Hermann am Brunnen in Ruhe die Gespräche fort, die er in früheren Jahren nicht ohne Kampf mit dem anderen großen Philologen, Fr. Aug. Wolf, beim Badeaufenthalt zu führen pflegte. Hier war es auch, wo Hermann zu Goethe sagte, er erscheine ihm wie ein unter Deutschen wandelnder Grieche. Dies aus dem Munde eines so guten Kenners der Griechen zu vernehmen, mußte ihn mit gerechtem Stolze erfüllen. Es ist natürlich, daß beide Männer sich gegenseitig versprachen, ihre neuesten Arbeiten einander zuzuschicken. Auch in Briefen Goethes an Hermann sehen wir mehrfach diesen Wunsch ausgesprochen. Als Goethe am 27. Mai 1820 Karlsbad verließ, gab er Hermann eine Empfehlungskarte an den Professor Dietrich am Gymnasium zu Kommotau, den er in den Tag- und Jahresheften vom Jahre 1813 zu den bedeutenden Personen rechnet, die er in Teplitz gesehen hatte. Sie lautet: „Herrn Professor und Ritter Hermann wird Herr Professor Dietrich von Kommotau hierdurch aufs beste empfohlen. C B. d. 27. May 1820. Goethe.“ Da diese Empfehlungskarte des Briefcharakters entbehrt, ist sie in der Weimarer Ausgabe der Briefe Goethes nicht als Brief aufgeführt.[5])

Gleich nach Goethes Abreise von Karlsbad (d. 28. Mai 1820) hatte Hermann ein Gespräch mit dem Großherzoglich Sächsischen Landesdirektionspräsidenten von Conta, der zu den Männern im höheren Weimarschen Staatsdienste gehörte, deren Beziehungen zu Goethe sich bald zu freundschaftlichem Umgange gestalteten. Dieser berichtete Goethe ein Gespräch mit Hermann[6]) folgendermaßen: „Professor Hermann ist nicht recht wohl und hat hypochondrische Anwandlungen. In solcher Stimmung kam er von Ew. Exzellenz Werken, die er bewundert, auf die neuen Produkte der Zeit und weissagte den gänzlichen Verfall der deutschen

---

[1]) vergl. Biedermann, G. u. Leipzig, II. Teil, S. 274. — [2]) W., B. 36, S. 181. — [3]) d. 26. Mai 1820. — [4]) Begegnungen mit Hermann verzeichnet das Tagebuch v. 20. Mai 1820 an oft. — [5]) s. Briefe, Bd. 33, S. 340. — [6]) Brief Contas an G., d. 5. Juni 1820, s. Suphan im Goethe-Jahrbuch 1901, S. 23 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sprache und Literatur nach hundert Jahren. Mit einem tiefen Seufzer setzte er hinzu: Nur Ew. Exzellenz, wenn Sie jetzt Ihren Lebenslauf begönnen, hätten dieses Unglück verhüten können. . . . Sieht man ein Produkt wie Houwalds Leuchtturm an und hört, mit welchem Beifall es aufgenommen ist, so gehört freilich ein starker Mut dazu, um nicht auch mit Hermann zu verzagen." — Von demselben Conta lesen wir in den Gesprächen:[1]) „An Goethes Stelle wird mir Hermann treten, ein kraftvoller, geistreicher Mann, der, wenn er auch kein Goethe ist, doch ebenfalls anregend und belebend durch seine Gespräche wirkt. Und Goethe sagte mir von ihm: Wenn man nur so glücklich wäre, einen so interessanten Mann wenigstens alle Vierteljahre einmal zu sprechen." —

In den folgenden Jahren erhielt Goethe von Hermann folgende Arbeiten zugeschickt, die ihm sämtlich zu dichterischen Erzeugnissen oder zu wissenschaftlichen Arbeiten Veranlassung gaben: 1. De Musis fluvialibus Epicharmi et Eumeli, Lipsiae 1819. 2. De compositione tetralogiarum tragicarum, Lipsiae 1819. 3. De Aeschyli Danaidibus, Lipsiae 1820. 4. Euripidis Fragmenta duo Phaethontis e codice Claromontano edita, Lipsiae 1821. 5. De Aeschyli Niobe, Lipsiae 1823. 6. Euripidis Bacchae, Lipsiae 1823. 7. De Aeschyli Philoctete dissertatio, Lipsiae 1825.[2])

Bei diesem Austausche der geistigen Erzeugnisse entspann sich auch ein Briefwechsel, aus dem zu erkennen ist, welche von seinen Dichtungen und sonstigen Arbeiten Goethe an Hermann geschickt hat. Es sind im ganzen fünf Briefe Goethes an Hermann in der Sophien-Ausgabe abgedruckt, und mehr sind überhaupt wohl nicht vorhanden. Von Briefen Hermanns an Goethe bewahrt das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar neun Briefe, die noch nie im Drucke veröffentlicht worden sind.[3])

Der erste der erhaltenen Briefe stammt von Hermann.[4]) In dankbarer Erinnerung an Gespräche in Karlsbad übersendet er seine „letzten Schriften" und verehrt Goethe desto mehr, je mehr er seine Griechen liebt. — Einige Wochen darauf[5]) antwortete Goethe und bedankte sich für die Zusendung der Schrift „Über das Wesen und die Behandlung der Mythologie, Leipzig 1819."[6]) Er stellte seinerseits die Zusendung des Heftes von Kunst und Altertum in Aussicht, in dem sich im Anschluß an Hermanns Werk Goethes Aufsatz: „Geistesepochen nach Hermanns neuesten Mitteilungen" findet. Auch Meyers Aufsatz: Iliadis fragmenta cum picturis, der die Malereien zu einer Handschrift der Ilias in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand schildert, wird in diesem Briefe erwähnt. Dann dankt Goethe ihm, daß er „den alten griechischen Kern unverhüllt bewahre und die Nebel zerstreue, die sich darüber von Zeit zu Zeit hinziehen." Am Schluß rühmt er Hermanns wissenschaftliche Methode und bittet, ihn mit dem, womit er das Öffentliche beschenke, auch bald bekannt zu machen.

---

[1]) Gespräche, d. 20/26. Mai 1820, bei Biedermann II S. 465. — [2]) Alle diese Abhandlungen sind in der großen Ausgabe der Werke Hermanns Godofredi Hermanni Opuscula, Vol. I—VIII, Lipsiae 1827—1877 enthalten, mit Ausnahme der Bacchen des Euripides, die in besonderer Ausgabe erschienen. — [3]) Der Abdruck der Briefe — mit Ausnahme von einzelnen Sätzen — ist nicht gestattet, da die Briefe im Zusammenhang mit anderen philologischen Korrespondenzen ein Corpus bilden und dem Goethe- und Schiller-Archiv zur Veröffentlichung vorbehalten sind. Die hier gebrachten Auszüge dankt der Verf. der gütigen eigenhändigen Anfertigung des Direktors des Archivs Dr. von Oettingen. — [4]) d. 31. Julius 1820, 7 Zeilen. — [5]) d. 9. Sept. 1820, abgegangen d. 20. Sept. 1820. Die Briefe Goethes, die ja durch die Sophien-Ausgabe leicht zugänglich sind, werden hier dem Wortlaute nach nicht abgedruckt. — [6]) s. W., B. 36, S. 173.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Im zweiten Briefe[1]) teilt Goethe Hermann mit, daß er die herrlichen Worte am Anfange seiner Abhandlung „De Musis fluvialibus Epicharmi et Eumeli“:[2]) „Est quaedam etiam nesciendi ars et scientia“, daß es auch eine Kunst und Wissenschaft des Nichtwissens gebe, in seinem neuesten Hefte der Morphologie angeführt habe.[3]) Goethe beschreibt dort in einem kurzen geologischen Aufsatze den Horn, einen Basaltberg bei Karlsbad, der aus Steinen bestehe, deren Form und Herkunft niemand kenne. Goethe hatte gewiß längst als Grundzug von Hermanns Charakter, der sein ganzes Leben durchdrang, die unbestechliche Wahrheitsliebe erkannt, die nicht nur in seinem Wahlspruch ἁπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔφυ, sondern auch in diesem Ausspruch zum Ausdruck kam, in dem er sich als echter Schüler Kants bewährte. Goethe schließt seinen Aufsatz mit den angeführten Worten Hermanns und hatte gewiß innige Freude, zu lesen, daß ein so gründlicher Forscher wie Hermann auch eine Kunst des Nichtwissens lobte und sich klar darüber war, was wir Menschen wissen können und was nicht, und was der einzelne Mensch seiner Natur nach wissen muß und was er nicht zu wissen braucht. Goethe als Naturforscher hatte selbst oft die Grenzen menschlichen Wissens erfahren. Er wußte, daß es z. B. in der Frage, wie der anorganische Stoff zum organischen wird und wie aus diesem Bewußtsein entsteht, ein in aeternum ignorabimus gibt.[4])

Zehn Tage später[5]) antwortete Hermann auf diesen Brief. Er dankt für die Zusendung des letzten Heftes von Kunst und Altertum, schreibt, daß er die orphischen Urworte zuerst durch Legationsrat Conta in Karlsbad kennen gelernt habe und bespricht die Abbildungen im „Mayländischen Homer“, die auf antiken Bildwerken beruhen.

Auch der nächste Brief ist von Hermann.[6]) Er übersendet ein „Fastnachtsprogramm“ über zwei neugefundene Fragmente des Euripides und entschuldigt die Kürze des Briefes. Daß hier die Phaethonfragmente gemeint sind, ist unzweifelhaft. Weshalb aber Hermann sie ein „Fastnachtsprogramm“ nennt, ist nicht zu ermitteln.

Im dritten Briefe, den Goethe an Hermann geschrieben hat,[7]) spricht er zunächst über seinen Versuch, die ihm von Hermann zugeschickten Phaethonfragmente wiederherzustellen. Dann geht er auf Hermanns Schrift über die Tetralogien[8]) ein, schickt ihm seinen Aufsatz über diese Frage und bittet Hermann von neuem, ihm doch ungesäumt seine neuesten Arbeiten zu schicken, „weil es mir immer neue lebendige Veranlassung gibt, dasjenige wieder vortreten zu lassen, was sich bey mir vielleicht in den tiefsten Hintergrund zurückgezogen hat“. — Schon vier Tage darauf erfolgte Hermanns Antwort.[9]) Er dankt für Goethes Brief über seine Krankheit und Genesung und für Goethes Eingehen auf „Phaethon“, das im Gegensatz zu der Arbeit der Philologen schöpferisch sei. Er schickt ein Programm mit der Antigone des Sophokles und „ein lateinisches Gedicht“, verspricht auch den Oedipus Tyrannos und beklagt die unfruchtbare philologische Behandlung der Texte. Der Druck der „Bacchen“ des

---

[1]) d. 5. Oktober 1820. — [2]) God. Herm. opusc. II, p. 288 sp. Nach dem oben angeführten Anfangssatze geht es weiter: Nam si turpe est, nescire, quae possunt sciri, non minus turpe est, scire se putare, quae sciri nequeunt. Alterum enim segnitiem aut inertiam, alterum assentandi levitatem aut temeritatem coniectandi arguit. Posita est autem haec, quam dico, ars in eo, ut quis cognito, quousque progredi sciendo liceat, quod citra est, strenue persequatur, quod autem ultra est, ab eo sese abstineat. — [3]) Zur Naturwissenschaft, II. Buch, W., II. Abt. 9. B., S. 99 ff. — [4]) vergl. Koechly, a. a. O. S. 130. — [5]) d. 15. Okt. 1820 (ca. 60 Zeilen). — [6]) d. 15. Julius 1821 (15 Zeilen). — [7]) d. 6. April 1823. Das Original dieses Briefes bef. s. i. d. Univ.-Biblioth. zu Leipzig. — [8]) De compositione tetralogiarum tragicarum, Opusc. II, p. 306 ff. — [9]) d. 10. April 1823 (ca. 50 Zeilen).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Euripides sei beinahe vollendet: dort habe er versucht, für die, die nicht bloß an dem Buchstaben hängen, aus „einer besseren Quelle zu schöpfen". Ein Urteil, das Goethe vor vielen Jahren einmal über dieses Stück ihm gegenüber ausgesprochen habe, sei ihm dabei gegenwärtig gewesen. Er verspricht mit den „Bacchen" auch die Fragmente der „Niobe" des Aeschylus mit seiner Besprechung zu senden. — Auf die hier genannten Stücke werden wir, soweit sie von Goethe bearbeitet sind, später näher eingehen. —

Im nächsten Briefe[1]) übersandte Hermann einige Schriften, unter denen die Fragmente der „Niobe" sich befinden und verspricht den „Philoctet" zu senden. Einige Tage später[2]) antwortete Goethe in dem vierten Briefe an Hermann und dankte ihm für die Zusendung wertvoller Gaben. In diesem Briefe finden sich auch die dunklen, falsch gedeuteten Worte: „Auch haben wir schon (Goethe und Riemer) die so würdige, den poetischen Sinn vollkommen durchdringende Vorrede zusammen angefangen". In den „Lesarten" der Weimarer Ausgabe der Briefe Goethes[3]) ist angegeben, daß sich diese Worte auf die Bacchen des Euripides beziehen. Wir werden unten zeigen, daß dies nicht der Fall ist.

Die vier nächsten Briefe sind sämtlich von Hermann; eine Antwort von Goethe ist nur auf den letzten vorhanden. Am 18. März 1825 übersendet Hermann „Schriften" durch den Weinhändler Deußen aus Kitzingen und bedauert, im November 1824 im Morgengrauen durch Weimar gereist zu sein, ohne Goethe besuchen zu können. (11 Zeilen.) Am 29. April 1826 schrieb Hermann an Goethe einen Brief von vier Zeilen und übersandte eine Schrift, „dergleichen zu schreiben unangenehm, auch wohl unwürdig, bisweilen jedoch notwendig ist". Welche Schrift hier und im nächsten Briefe gemeint ist, läßt sich nicht sicher sagen. Vielleicht handelt es sich um die Schrift Hermanns: Über Böckhs Behandlung der griechischen Inschriften, die im Jahre 1826 in Leipzig erschienen ist, oder um irgendeine Abhandlung, die Hermann gegen Ottfried Müller, Welcker oder sonst einen Gelehrten geschrieben hat, mit dem er damals in literarischer Fehde lebte. — Der nächste Brief Hermanns beschäftigt sich, obgleich er vier Jahre später geschrieben ist,[4]) wohl noch mit derselben Sache. Hermann übersendet eine Schrift, „welche zu schreiben ich durch einen zu argen Ausbruch der fixen Idee eines durch Leidenschaft grämlich gewordenen Mannes gezwungen war". Er hoffe, daß „die heitere griechische Muse, deren wahres Wesen niemand inniger kennt" als Goethe, „sein Herz von den kleinlichen Bewegungen frey gehalten habe, die zu der gelehrten Pedanterey gehören". —

Es bleiben nur noch zwei Briefe, einer von Hermann und einer von Goethe übrig, die wir weiter unten besprechen wollen. —

Die erste Schrift, die G. Hermann an Goethe nach dem Zusammentreffen in Karlsbad zusandte, war De Musis fluvialibus Epicharmi et Eumeli, von der schon oben (S. 13) die Rede war. Die zweite hat den Titel De compositione tetralogiarum tragicarum.[5]) Hermann führt in dieser Abhandlung aus, daß die vier Stücke, die im griechischen Drama immer zu einer Einheit verschmolzen sind, dem Inhalte und der Form nach sehr verschieden waren. An der einzigen erhaltenen Trilogie, der Oresteia, macht er dies klar. Wie hier der Agamemnon, die Choephoren und die Eumeniden sehr von einander abweichen, so zeigt er, ist es auch in den anderen Tetralogien gewesen, die wenigstens dem Namen nach bekannt seien. Der Inhalt

[1]) d. 10. Okt. 1823. (8 Zeilen.) — [2]) d. 19. Okt. 1823. Das Original dieses Br. bef. sich i. d. Univ.-Bibl. zu Leipzig. — [3]) Band 37, S. 385. — [4]) d. 12. Aug. 1830. (9 Zeilen.) — [5]) G. Herm. opusc. II, p. 306 sq.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aller dieser Stücke sei künstlerisch nicht in eine Einheit zusammengefaßt gewesen, nur durch die Mannigfaltigkeit der Erfindung und Komposition, des Gesanges und der Darstellungen für das Auge sei dies geschehen. Das erste Stück hätte durch Entwicklung der Handlung den Geist, das zweite durch den Reichtum der Gesänge das Ohr, das dritte durch Neuheit des Anblicks das Auge beschäftigt.[1])

Köchly nennt diese Schrift Hermanns in bezug auf feine methodische Forschung, Einheit und Abgeschlossenheit des Inhalts, sowie durch ihre Formvollendung selbst unter den Hermannschen Arbeiten ein Kabinettstück?[2]) Er meint, daß Hermann schon bei dem Entwurfe dieser Abhandlung an Goethe gedacht habe als denjenigen, den er für den geeignetsten hielt, vom künstlerischen Standpunkte aus über seine Hypothese zu urteilen.

Goethe hatte die innigste Freude an Hermanns Ausführungen, und wie er durch Hermann schon auf metrisches und mythologisches Gebiet geführt war, so folgte er ihm jetzt auch zu den griechischen Tragikern, auf welchem Gebiete Hermann ein viel größerer Meister war als auf dem der Metrik und der Mythologie. In seinen Ausgaben der griechischen Tragiker bewährte Hermann seine Meisterschaft am glänzendsten und er war wohl von den damaligen Philologen auf diesem Gebiete der bedeutendste. So wurde Goethe denn durch Hermanns Schrift zu seiner Abhandlung: „Die tragischen Tetralogien der Griechen, Programm von Ritter Hermann 1819“,[3]) veranlaßt, in der er der von Hermann vorgetragenen Ansicht über die Komposition der Tetralogien der Griechen seinen vollen Beifall gab. Er schrieb an Hermann in dem oben erwähnten Briefe,[4]) er sei durch sein Programm veranlaßt worden „einige neuere Beispiele solcher unzusammenhängend-gesteigerten theatralischen Darstellungen ins Gedächtnis zurückzuführen und an dasjenige, was Ew. Hochwohlgeboren behaupten, unmittelbar anzuknüpfen.“ „Höchst natürlich und wahrscheinlich“ nennt Goethe in seiner Abhandlung die Behauptung Hermanns, daß die Tri- oder gar Tetralogien keineswegs einen zusammenhängenden Inhalt gefordert oder gar eine Steigerung desselben Gegenstandes verlangt hätten, „sondern eine Steigerung der äußeren Formen, gegründet auf einen vielfältigen und zu dem bezweckten Eindruck hinreichenden Inhalt gehabt hätten. In diesem Sinne mußte nun das erste Stück groß und für den ganzen Menschen staunenswürdig, das zweite durch Chor und Gesang Sinne, Gefühl und Geist erheben und ergötzen, das dritte darauf durch Äußerlichkeiten, Pracht und Drang aufreizen und entzücken, da denn das letzte zu freundlicher Entlassung so heiter, munter und verwegen sein dürfte, als es nur wollte.“ Goethe führt dann aus, daß wir Neueren etwas ganz ähnliches in Schillers Wallenstein-Trilogie hätten, nur daß hier der Empfindungsweise neuerer Tage gemäß das lustige heitere Satyrstück vorausgehe. Auch erinnert er an die Sitte der Italiener, zwischen die einzelnen Akte der Oper Ballets von ganz unabhängigem Inhalt einzuschieben und an Goldonische dreiaktige Stücke, die er gesehen, „wo zwischen den Abteilungen vollkommen zweiaktige komische Opern auf das glänzendste vorgetragen wurden.“ — Obgleich in dieser schwierigen Frage der berühmte Philologe und der große Dichter einer Meinung waren und bis ins einzelne übereinstimmten, ist ihre Auffassung von der Wissenschaft vielfach bekämpft und

---

[1]) Nam et animis et auribus et oculis prospicere debet poeta scenicus, God. Herm. opusc. II p. 311. Vergl. auch Welcker, d. Äschyl. Trilogie, S. 537. — [2]) a. a. O., S. 161 ff. — [3]) W., 41, 2, S. 64 ff. — [4]) d. 6. April 1823.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bald darauf von Welcker[1]) in wesentlichen Punkten widerlegt worden. Nach Welckers Ansicht[2]) sind die Äschyleischen Tragödien, wenn nicht alle, doch mit sehr wenigen Ausnahmen, nur wie Akte eines innig verbundenen Ganzen zu betrachten, eine einzige kunstmäßige Einheit. Das Satyrspiel hat inhaltlich mit der Trilogie nichts gemein gehabt. Die einzige Beziehung, die sie zusammenhielt, war das Fest, an dem sie gespielt wurden. Das kurze und muntere Spiel diente nach der ernsten Unterhaltung als Abspannung. — Goethe war teils für Hermann zu sehr eingenommen, teils nahm er sich wohl nicht die Zeit und war philologisch nicht genug geschult, um Welckers geistvolle, den Stoff bis ins einzelne beherrschende Widerlegung der Hermannschen Ausführungen zu studieren. Hermann selbst ist in der Trilogiefrage später auf Welckers Seite getreten, und die Wissenschaft gibt diesem heute in allen Punkten recht. Nach v. Wilamowitz-Möllendorfs Ansicht, der wohl heute für den besten Kenner des griechischen Dramas gilt, gehört der Proteus, das Satyrspiel zur Äschyleischen Trilogie, der Orestie, ausnahmsweise auch inhaltlich mit der Trilogie zusammen, sodaß alle vier Dramen zu einer Einheit verbunden waren. Allerdings behauptet auch er, daß die griechischen Tragiker sonst Dramen ohne inneren Zusammenhang vereinigt haben und daß die Fortspielung des Inhalts durch alle drei oder vier Stücke dem Äschylus keineswegs eigentümlich war. In der Orestie sei der Agamemnon, das erste Stück ruhig gehalten und sowohl die epische Erzählung wie die lyrische Betrachtung bewegten sich langsam in breitem Flusse. Dann gehe es crescendo weiter bis zum Schluß, im zweiten Stücke, den Eumeniden, sei die Haltung straff, die Sprache gedrungen und wortkarg, auch hier ein stetes crescendo, im dritten Stücke, den Choëphoren, gehe die Handlung decrescendo, die Trilogie schließe mit Harmonie und Ruhe.[3]) Man sieht, in diesen Punkten äußert sich v. Wilamowitz ähnlich wie Hermann und Goethe.

Am Schlusse seiner Abhandlung De compositione tetralogiarum tragicarum sagt Hermann,[4]) Goethe hätte den Herkules in seiner Farce Götter, Helden und Wieland ausgezeichnet geschildert, sodaß man nur wünschen könne, daß Goethe dies Werk in der neuen Ausgabe seiner Werke mitaufnimmt. So lange Wieland lebte, sei es Sache der Menschlichkeit gewesen, das nicht zu tun. Hermann hatte sein inniges Wohlgefallen an jener jugendlichen Farce Goethes und hat den Wunsch, sie der Gesamtausgabe seiner Werke einverleibt zu sehen, sechs Jahre später (1824) nochmals ausgesprochen.[5])

Auch Goethes Aufsatz über die Parodie bei der Alten[6]) (1824) ist durch Hermanns Schrift über die Tetralogien hervorgerufen worden. Goethe sagt hier, daß er von seinen

---

[1]) vergl. Fr. G. Welcker, Die Äschylische Trilogie Prometheus, Darmstadt 1824 und Nachtrag z. d. Schrift ü. d. Äsch. Tril. nebst einer Abh. ü. d. Satyrspiel, Frankfurt a. M. 1826. — [2]) a. a. O., S. 307. — [3]) s. v. Wilamowitz-Möllendorf, Schlußwort zur Orestie, B. II., S. 303. — [4]) l. c. p. 318. Et tamen Hercule illo (in der Tragödie Alcestis des Euripides) vix quidquam divinius ab Euripide factum est. Quod nemo praeclarius ostendit, quam Goethius nostras, cuius fabellam, quam Deos Heroas et Wielandium inscripsit, ut ab operum eius editione vivo Wielandio excludi humanitatis fuerit, at mortuo inseri iis magnopere cupimus. Miseri sunt, quibus in illo spes est, de mortuis nil nisi bene. Neque in his est Wielandius, vir immortatis, etiam si quid, ut omnes facimus, aliquando erraverit. — [5]) In seinem Vorworte zu der Leipziger Ausgabe der Monkschen Alkestis p. X. Da heißt es: Quam egregiam esse divinaque arte expressam imaginem viri, (des Herkules) qui heros vocari dignus est, multos latuit: non latuit nostratem Goethium, summum et poetam et arbitrum poetarum: cuius fabula, quam Deos Heroas et Wielandium inscripsit, ut ab eius operum editione ne excludatur, et alio loco optavi et idem nunc repeto. Vgl. Köchly, a. a. O., S. 162 f. — [6]) W. 42, 2 S. 465 ff. Vgl. d. Briefe a. Zelter v. 26. Juni u 25. Aug. 1824, die fast wörtlich mit G.'s Aufsatz übereinstimmen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jünglingsjahren an darnach getrachtet hätte, sich mit griechischer Art möglichst zu befreunden, und zuverlässige Männer hätten ihm gesagt, daß es auch wohl gelungen sei. Er hätte schon in seiner Jugend in „Götter, Helden und Wieland“ die moderne Darstellung des Euripideischen Herkules in Wielands „Alceste“ verspottet. In diesem Bestreben sei er nun 50 Jahre fortgeschritten und er hätte jenen Leitfaden nie aus der Hand gelassen. Höchst verdrießlich sei es ihm gewesen, zu lesen und zu hören, daß nach drei herrlich ergreifenden Stücken der Alten noch zum Schluß der Vorstellung eine Narrensposse gegeben worden sei. Im folgenden erklärt er, wie er sich mit einem solchen Verfahren ausgesöhnt hätte. Bei den Griechen wäre die Redekunst mehr geübt worden als bei anderen Völkern. Sie hätten gern gesprochen und sich sprechen gehört. Dies hätten die Dramatiker genützt um mit großer Kunst ihre Personen selbst über die niedrigsten Gegenstände sprechen lassen. Er führt dann weiter aus, daß das vierte Stück in der Tetralogie keineswegs ein Possen- und Fratzenstück, auch keine Parodie oder Travestie gewesen sei. Im Cyklopen des Euripides, dem einzigen erhaltenen Satyrdrama, erstaune man über die große Kunst, mit der der Dichter der künstlichen Rede des Odysseus die rohen Worte des ungeschlachten Polyphem entgegensetzt. Hier sei nicht das Hohe, Große, Edle, Gute heruntergezogen und ins Gemeine verschleppt worden, sondern das Rohe, Brutale, Niedrige sei durch die Gewalt der Kunst dergestalt gehoben worden, daß wir dasselbe gleichfalls, als an dem Erhabenen teilnehmend empfinden und betrachten müssen. Die komischen Masken der Alten ständen dem Kunstwerte nach in gleicher Linie mit den tragischen und auch sie zeigten die hohe Sinnesweise, die durch alles, was von den Griechen ausgegangen ist, hervorleuchtet. Goethe hebt dann noch weiter hervor, daß sich Beispiele ähnlicher Art wie bei den dramatischen Dichtern auch bei den bildenden Künstlern der Griechen fänden. Auch hier gebe es weder Parodie noch Travestie, sondern Hohes und Niederes werden im gleich erhabenen Stil gearbeitet. In diesem Sinne schreibt er an Zelter,[1]) daß er ein Todfeind von allem Parodieren und Travestieren sei, und zwar deshalb, „weil dieses garstige Gezücht das Schöne, Edle, Große herunterzieht, um es zu vernichten“.

Wer Goethes Schönheitsideal des griechischen Klassizismus kennt, wird sich über diese seine Ansichten nicht wundern. Mit diesem vertrug sich der Gedanke nicht, daß im Satyrspiel Possen getrieben werden. Die Wissenschaft hat Goethe in dieser Frage auch vollständig recht gegeben. Nach Welckers eingehenden Untersuchungen[2]) hat das Satyrspiel mit der Parodie durchaus nichts gemein. Auch v. Wilamowitz äußert sich ähnlich.[3]) Er nennt zwar den Proteus und den Cyklops Burlesken und sagt, daß „schrankenlose Ausgelassenheit und zwerchfellerschütternde Späße“ den Inhalt der Satyrspiele gebildet hätten, daß diese aber mit der Tragödie verschwistert und streng getrennt von der Komödie gewesen wären. Es sei überhaupt ein großer Unterschied zwischen Satyrspiel und Komödie gewesen, was allein daraus hervorgehe, daß Euripides keine Komödie, Aristophanes kein Satyrspiel gedichtet habe.[4]) — Im Anschluß an das vor kurzem aufgefundene Fragment eines Satyrdramas von Sophokles Ἰχνευταί σάτυροι sagt von Wilamowitz:[5]) „Darnach war die Tragödie zuerst (also bei Thespis) Satyrspiel und bestand nur aus Gesang. Die Entdeckung dieses

---

[1]) d. 26. Juni 1824. — [2]) Nachtrag zur Äschyl. Trilogie, S. 334. — [3]) Griech. Tragödien, Übers. II B., S. 303. — [4]) s. v. Wilamowitz, Einl. z. Kyklopen S. 11 ff. u. Einl. z. Alkestis, S. 97. — [5]) In d. Neuen Jahrb. f. d. klass. Altert. 1912, Heft 7, S. 449 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Satyrspiels, der Ἰχνευταί hat seine Ansicht über die Tragödie, wie er selbst sagt (S. 475) „zwar berichtigt, aber im Kerne bekräftigt.“ —

Den nachhaltigsten Einfluß hat G. Hermann auf Goethe durch die Herausgabe und Zusendung der Phaethonfragmente geübt. Über sie hat sich sowohl Goethe wie auch Hermann mehrmals geäußert. An Riemer schrieb Goethe:[1]) „Ein Hermannisches Programm, Fragmente eines Euripidischen Phaethons enthaltend, hat mir auch große Freude gemacht; es ist der Anfang und das Ende und man muß gestehen, daß sich die Mitte nicht erraten läßt; im Ganzen hat es mich an Hippolyt erinnert.“ An Schubarth[2]) schrieb er: „Professor Hermann hat Anfang und Ende eines Euripidischen Stücks Phaethon aus der Pariser Handschrift herausgegeben; ich habe eine Übersetzung veranlaßt und beschäftige mich nun, mit Beyhülfe und Einschaltung schon bekannter Fragmente dieses Stücks das Ganze vor den Geist wiederherzustellen, indeß die Chorizonten auch an dem ganzen Stücke nieseln und rütteln; jene Beschäftigung macht mir viel Vergnügen.“ An C. L. F. Schultz schreibt er ähnlich:[3]) „Eine angenehme Zwischenbeschäftigung hatte ich diesen Sommer. Professor Hermann in Leipzig gab Fragmente eines Euripidischen Trauerspiels heraus, eines Phaethons; Anfang und Ende, die Mitte fehlt. Nun sind von einem so benannten Stücke schon kleinere Fragmente bekannt, und ich werde zu einem Versuch getrieben, das Stück wenigstens einigermaßen wiederherzustellen. Es ist unglaublich groß gedacht und nöthigt uns zum Denken . . . . Ich habe bei dieser Gelegenheit den Euripides wieder vorgenommen und begreife immer besser, wie Aristophanes ihn hassen und ganz Griechenland ihn verehren konnte; auch er ist das Geschöpf so wie der Günstling seiner Zeit, vor dem wir uns dann freylich tief zu verbeugen haben.“ — An ebendenselben schreibt er zwei Jahre später:[4]) „Die Brosamen von dem reichen Tisch der Alten sind es doch eigentlich, wovon ich lebe; wie Sie aus dem restaurirten Phaethon nächstens erfahren werden.“

In Hermanns im Jahre 1821 erschienenen Abhandlung Euripidis fragmenta duo Phaethontis e cod. Claromontano edita heißt es in der ersten Fußnote:[5]) Scripta est haec dissertatio a. 1821. Adverterunt haec fragmenta Goethium, quamvis grandaeva in senecta non cithara carentem. Iuvabit contulisse, quae scripsit in libro cui indicem fecit Kunst und Alterthum vol. IV parte 2 et vol. VI parte 1. — Daß Goethe durch Hermann zu seiner Bearbeitung der Phaethonfragmente und zu seinen Phaethonaufsätzen veranlaßt worden ist, sagt er auch in den Tag- und Jahresheften vom Jahre 1821[6]) mit den Worten: „Die Fragmente Phaethons, von Ritter Hermann mitgeteilt, erregten meine Produktivität. Ich studierte eilig manches Stück des Euripides, um mir den Sinn dieses außerordentlichen Mannes wieder zu vergegenwärtigen. Professor Göttling übersetzte die Fragmente, und ich beschäftigte mich lange mit einer möglichen Ergänzung.“ Daß er nicht selbst die Fragmente übersetzt hat, sondern Göttling dazu veranlaßte, sagt Goethe auch in dem oben erwähnten Briefe an Schubarth.[7])

Der Phaethon des Euripides, eine der herrlichsten Produktionen des großen Tragikers, ist nur aus einigen Blättern des codex Claromontanus erhalten, deren Entdeckung durch Im. Bekker und Hase in einer Pariser Handschrift und Herausgabe durch G. Hermann auch Goethes lebhaftes Interesse wachrief. In der genannten Abhandlung gibt Hermann zuerst

[1]) d. 7. Okt. 1821. — [2]) d. 19. Nov. 1821. — [3]) d. 28. Nov. 1821. — [4]) d. 7. Mai 1823. — [5]) God. Hermanni Opusc. III, p. 3. — [6]) W., 36. B., S. 191. — [7]) d. 19. Nov. 1821.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine Geschichte der Entdeckung der Phaethonfragmente und sagt zu ihrem Verständnisse: Clymene, die vom Sonnengotte heimlich den Phaethon geboren hatte, ist mit Merops, dem Äthiopierkönige, vermählt. Phaethon wird für dessen Sohn gehalten. Als in ihm, wie Ovid erzählt, Zweifel hinsichtlich seiner Abstammung aufgestiegen waren, hört er von seiner Mutter, wer sein Vater ist und erhält von ihr den Befehl, den Sonnengott selbst hierüber zu befragen. Die Folge davon war, wie andere Fragmente des Stücks zeigen, der Todessturz Phaethons, dessen verbrannter Leib der Mutter gebracht wird, gerade als Merops die Hochzeit des Sohnes vorbereitete. Die Worte des Dichters zeigen, daß eine Göttin oder die Tochter irgend einer Göttin ihm zur Gattin bestimmt war. — Dann folgt mit gelehrtem philologischen Rüstzeug ausgestattet der Text, den Hermann mit großem Geschick wiederherzustellen bemüht war. Auf eine Wiederherstellung der Handlung hat er verzichtet. Diese zu geben hat Goethe versucht, und zwar hat er, wie v. Wilamowitz sagt,[1]) den Weg eingeschlagen, der allein zum Ziele führen kann, das Entwickeln der in den Bruchstücken angesponnenen Fäden. Zuerst hatte Goethe gute Hoffnung und beschäftigte sich in den folgenden Jahren wiederholt mit der Ergänzung der Fragmente, kündigte auch schon das Erscheinen des Stückes an, aber es ist nie vollendet worden und zwar deshalb nicht, weil, wie v. Wilamowitz gezeigt hat, „die philologischen Berater dem modernen Dichter nur eine des antiken unwürdige Übersetzung gaben und ihm nicht, was für jede solche Rekonstruktion eine unerläßliche Forderung ist, mit der Kenntnis von der Manier des Euripides zur Hand gingen. Deshalb ist es Pflicht, die Goethische Nachbildung zu bewundern, aber auch sie nicht zu wiederlegen.“ Wie v. Wilamowitz nachweist, hat selbst Hermann sich einige Szenen nicht klar gemacht[2]) und konnte es auch nach dem damaligen Stande der Philologie nicht. Die Altertumswissenschaft ist eben heute weiter als vor hundert Jahren.

In Goethes Werken finden sich drei Aufsätze über den Phaethon. Im ersten[3]) „Phaëthon, Tragödie des Euripides. Versuch einer Wiederherstellung aus Bruchstücken“ hat Goethe sich bemüht, die wenigen erhaltenen Verse zum Aufbau eines Dramas zu vereinen. In seiner Bearbeitung sind nicht nur die Hermannschen zwei größeren Fragmente benutzt, sondern auch die übrigen Bruchstücke geschickt verwendet, die sich in der Musgrave-Beckschen Ausgabe des Euripides finden.[4]) Zwischen den einzelnen Partien des Euripides hat Goethe erklärende und den Zusammenhang erläuternde Bemerkungen eingeschoben. Es sind ungefähr 150 Verse, die erhalten sind, das erste der beiden größeren Fragmente hat 75, das zweite 76 Verse. Die Einteilung der Chorgesänge in Strophe, Gegenstrophe und Epode, wie sie sich bei Hermann findet, hat Goethe weggelassen, sonst ist die Übersetzung ziemlich wörtlich nach dem Hermannschen Text, nur weniges, wie der Prolog, der Anfang des Gesprächs zwischen Mutter und Sohn, ein Gespräch zwischen Phöbus und Phaethon und einiges andere ist nach der Musgraveschen Ausgabe von Goethe zugefügt, so daß sein Wiederherstellungsversuch 228 Verse beträgt.

Goethe scheute sich nicht einen zweimaligen Scenenwechsel vom Palaste des Merops zu der Burg des Sonnengottes und von da wieder zurück anzunehmen, eine Hypothese, die wie Hartung sagt,[5]) weder an sich wahrscheinlich ist, noch auch durch die Fragmente selbst

[1]) Hermes XVIII, S. 396 ff. — [2]) z. B. die Szene des zweiten Fragments, in der Klymene den Chor auffordert, den toten Sohn in die Schatzkammer zu tragen und der Chor einen begeisterten Hochzeitsgesang anstimmt. — [3]) W. 41, 2, S. 32—47. — [4]) Lips, 1779, II., 462 ff. — [5]) Rhein. Mus. 5. B. 1837, S. 574.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

im mindesten bestätigt wird. Goethe rechtfertigt diese Verlegung des Schauplatzes in einem Gespräche mit Eckermann,[1]) in dem er sagt, daß selbst die Griechen, von denen die Regel von den drei Einheiten ausging, sie nicht immer befolgt hätten; im Phaethon des Euripides und in anderen Stücken wechselt der Ort, und man sieht also, daß die gute Darstellung ihres Gegenstandes ihnen mehr gilt, als der blinde Respekt vor einem Gesetz, das an sich nie viel zu bedeuten hatte."

In einem zweiten Aufsatze „Zu Phaethon des Euripides"[2]) spendet Goethe den von Hermann mitgeteilten Fragmenten und diesem selbst großes Lob und gedenkt der Hilfe, die ihm Göttling und Riemer durch Übersetzen und Aufsuchen sonstiger Fragmente des Phaethon geleistet haben. Hier spricht er noch die Hoffnung aus, zu dem erhaltenen Anfang und Ende die Mitte herzustellen. Er stellt dann den Gang der Handlung noch einmal zusammen und schließt mit den schönen Worten: „Möge die Folgezeit noch einiges von dem höchst Wünschenswerten entdecken und die Lücken authentisch ausfüllen. Ich wünsche Glück denen, die es erleben und ihre Augen, auch hierdurch angeregt, nach dem Altertum wenden, wo ganz allein für die höhere Menschheit und Menschlichkeit reine Bildung zu hoffen und zu erwarten ist." „Denn wieviel ließe sich nicht", so führt er fort, „über die Einfalt und Großheit dieses Stückes rühmen und sagen, da es ohne labyrinthische Exposition uns gleich zum Höchsten und Würdigsten führt, und mit bedeutenden Gegensätzen auf die naturgemäßeste Weise ergötzt und belehrt."

Goethes Wunsch ist in herrlicher Weise in Erfüllung gegangen. Die aufgefundenen Papyrushandschriften haben noch manches wertvolle Fragment der griechischen Dichter, so auch einige Phaethonfragmente zu Tage gefördert.[3]) — Seit Goethes und Hermanns Bemühungen um diese Fragmente ist noch mehrfach der Versuch gemacht worden, den Phaethon wiederherzustellen,[4]) von niemand wohl geistreicher und überzeugender als von Wilamowitz (a. a. O.). Dieser hat versucht, auf dem Goethischen Wege aus den Bruchstücken die Hypothesis zu erlangen, und wenn man ihm und seinen kühnen Vermutungen auch nicht immer recht geben wird[5]), so ist doch sein Scharfsinn und seine weitschauende Kombinationsgabe zu bewundern. Wie er überzeugend nachweist, ist die Göttin, die dem Phaethon in dem Euripideischen Stücke als Braut bestimmt ist, keine geringere als Aphrodite selbst. —

In einem dritten Aufsatze über „Euripides' Phaethon"[6]) führt Goethe sehr gelehrt aus, daß „die Alten das Niedergehen der Meteorsteine durchaus mit dem Sturze Phaethons in Verbindung gedacht haben". Während Phaethon den Sonnenwagen führt, gehen in seines irdischen Vaters Hause die Hochzeitsanstalten immer fort. Nun erfolgt ein Donnerschlag, Phaethon stürzt wie ein Meteorstein aus der Höhe, der Chor fährt aber in seinem Festgesange fort. Anaxagoras habe gelehrt, heißt es bei Goethe, die Sonne sei eine durchglühte Metallmasse, μύδρος διάπυρος, und Euripides, der sein Schüler war, habe im Phaethon die Sonne einen Goldklumpen genannt: χρυσέαν βῶλον. In seinem Phaethon sei nicht von der stürzenden

---

[1]) bei Biedermann, Bd. 3, d. 24. Febr. 1825, S. 162. — [2]) W. 41, 2, S. 59 ff. — [3]) s. v. Wilamowitz in den Berliner Klassikertexten, V., 2, S. 79 ff., Berlin 1907. — [4]) Vgl. Sebaldus Rau, Lugd. Bat. 1832 u. Dr. I. A. Hartung, Versuch einer Anordnung der Bruchstücke von des Euripides Tragödie Phaethon, mit einem Zusatze von F. G. Welcker i. Rhein. Mus., V., S. 573 ff. — [5]) Fr. Blaß, diss. de Phaeth. Eurip. fragm. Clarom. Kiliae 1885. — [6]) W. 41, 2, S. 243 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sonne, sondern von dem herabstürzenden brennenden Jünglinge die Rede, der wie ein von der Sonne sich ablösender Metallklumpen herabgestürzt sei. Wecklein ist anderer Ansicht, er meint, Euripides rede von der Sonne selbst, nicht von Phaethon.[1])

Goethe hat bis an sein Lebensende den Phaetonfragmenten stets innige Teilnahme entgegengebracht und den Gedanken, das Stück wiederherzustellen, nie aufgegeben. Im Jahre 1826 wurde er wieder, wie er an Zelter schreibt,[2]) in die Regionen des Phaethon geführt und er versuchte einen neuen Aufbau des Stückes. In diesem Briefe heißt es: „Du gedenkst meines Phaethons, dessen ich mich noch immer freue, obgleich betrübe, daß ich nicht die zwei Hauptscenen damals niederschrieb. Wäre es auch nicht zulänglich gewesen, so war es doch immer etwas, wovon sich jetzt niemand einen Begriff machen kann.“ An denselben schreibt er bald darauf:[3]) „Zu den Fragmenten des Phaethon hat sich wieder eine gar hübsche erläuternde und eingreifende Stelle gefunden.“ Wie K. Fries ausführt, kann die Szene zwischen Helios und Phaethon, die Goethe auch wiederherstellen wollte, nur ein Botenbericht gewesen sein. So hat es sich Goethe auch gedacht. In seinem ersten Phaethon-Aufsatz sagt er von der Szene zwischen Phoebus und Phaethon „daß die folgende Stelle Erzählung sei und also einem Boten angehöre“. Sie und die Szene zwischen Merops und Phaethon sind nach Fries' Ansicht die zwei Hauptszenen, die Goethe in dem obengenannten Briefe an Zelter bedauert, i. J. 1822 nicht niedergeschrieben zu haben.[4]) Noch wenige Tage vor seinem Tode[5]) versprach er die Wiederherstellung des Phaethon nochmals zu bearbeiten. Es war dieses Vorhaben also eins der letzten, womit sich der greise Dichter getragen hat. —

Der Phaethon ist nicht das einzige Stück des Euripides, für das Goethe durch G. Hermann erwärmt wurde, dazu gehören auch die Bacchantinnen. Dieses Stück, das der attische Tragiker im hohen Alter geschrieben hat und dessen Schluß verstümmelt ist, erklärte Goethe für sein liebstes,[6]) von dem er noch wenige Tage vor seinem Tode sagte: „Kann man die Macht der Götter vortrefflicher und die Verblendung der Menschen geistreicher darstellen, als es hier geschehen ist?“ [7])

Die ersten Spuren von Goethes Beschäftigung mit diesem Stücke weisen schon auf das Jahr 1821 hin. Im Tagebuch heißt es:[8]) „Nachts Euripides Bacchantinnen“ und einige Wochen später:[9]) „Abends aus den Bacchantinnen übersetzt.“ Also hat sich Goethe schon zwei Jahre vor dem Erscheinen von G. Hermanns Ausgabe der Bacchantinnen des Euripides mit diesem Stücke beschäftigt. W. von Biedermanns Beziehung der Übertragung auf ein Hermannsches Programm Euripidis Bacchae Lipsiae 1823[10]) ist also nicht stichhaltig, wie schon in der Sophien-Ausgabe gesagt ist.[11]) Goethe hat schon zwei Jahre vorher diesem Stücke sein Interesse zugewandt. Aber darin irrt die Sophien-Ausgabe, wie auch die Hempelsche (Bd. 29 S. 516), die Kürschnersche National-Literatur (Bd. 113, XXXII S. 206), wie auch die Jubiläums-Ausgabe der Werke Goethes (Bd. 38, S. 299), daß Goethe zu seinem Aufsatze „Die Bacchantinnen des Euripides“ durch ein Programm von G. Hermann „Euripidis

[1]) Sitzungsberichte d. Münch. Akad. 1888, S. 122. — [2]) d. 20. Mai 1826. — [3]) d. 12. Aug. 1826. — [4]) s. den sehr lesenswerten Aufsatz: K. Fries, Goethe u. Euripides i. Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen. LI. Jahrg., 99. Band. Braunschweig 1897. S. 253—270. — [5]) Gespräche, d. 3. März 1832. — [6]) Gespräch m. d. Kanzler v. Müller d. 19. Okt. 1823. — [7]) Gespräch mit Göttling, d 3. März 1832. — [8]) d. 25. Nov. 1821. — [9]) d. 29. Dez 1821. — [10]) s. d. Hempelsche G.-Ausg., Bd. 29, S. 516. — [11]) W. 41, 2. S. 541.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bacchae, Lipsiae 1823" angeregt worden sei. Ein derartiges Programm existiert gar nicht, sondern nur eine lateinische Ausgabe der Bacchae des Euripides, die Hermann am gleichen Tage an Goethe schickte mit „Sophoclis Tragoediae, Vol. II Lipriae 1823" und „De Aeschyli Niobe, Programma".[1])

Daß Goethe sich schon zwei Jahre vor dem Erscheinen der Ausgabe der Bacchen von G. Hermann mit diesem Stück beschäftigt hat und trotzdem durch Hermann für dieses Werk des Euripides von neuem interessiert und zu seinem Aufsatz hierüber veranlaßt worden ist, erklärt aufs deutlichste der Brief, den Hermann am 10. April 1823 an Goethe geschrieben hat. Er schreibt ihm dort, daß der Druck der „Bacchen" des Euripides beinahe vollendet sei: dort habe er versucht, für die, die nicht bloß an dem Buchstaben hängen, aus einer besseren Quelle zu schöpfen. Ein Urteil, das Goethe vor vielen Jahren einmal über dieses Stück ihm gegenüber ausgesprochen habe, sei ihm dabei gegenwärtig gewesen.

Da Goethe nur zweimal mit Hermann persönlich zusammengetroffen ist, nämlich das erste Mal im Jahre 1800 in Leipzig und das zweite Mal 1820 in Karlsbad, kann hier wohl nur die Unterredung gemeint sein, die Goethe im Jahre 1800 mit Hermann in Leipzig hatte, denn Hermanns Ausdruck „vor vielen Jahren" verbietet, an den Aufenthalt in Karlsbad im Jahre 1820 zu denken. — Gekannt und hochgeschätzt muß Goethe also die Bacchantinnen des Euripides schon lange haben, aber erst durch Hermanns Zusendung der Bacchae des Euripides im Jahre 1823 ist er veranlaßt worden, diesem Stücke wieder seine erneute Aufmerksamkeit zu schenken, und auch jetzt noch nicht sofort. Erst im Jahre 1826, wie aus den Tagebüchern zu ersehen ist, hat sich Goethe ernstlich mit diesem Stücke beschäftigt. Am 28. Mai 1826 wird es zuerst wieder erwähnt, dann am 9. August und den 5., 9., 12. und 13. Dezember desselben Jahres.

Wie in den oben genannten Goethe-Ausgaben irrtümlich gesagt ist, daß Goethe zu seinem Aufsatze „die Bacchantinnen des Euripides"[2]) durch ein im Jahre 1823 erschienenes Programm von Hermann veranlaßt worden ist, so werden auch die Worte falsch gedeutet, die sich in Goethes Dankbrief[3]) an Hermann finden, als ihm dieser die oben genannten drei Arbeiten geschickt hatte. Goethe schreibt ihm da, daß er schon mit Riemer „die so würdige, den poetischen Sinn vollkommen durchdringende Vorrede zusammen angefangen." — Diese Worte sollen sich auf die Vorrede von G. Hermanns Ausgabe Euripidis Bacchae, Lipsiae 1823 beziehen.[4]) O. Jahn[5]) ist derselben Ansicht, und auch Morsch[6]) äußert sich in diesem Sinne. Es entspricht dies aber nicht der Wahrheit. Denn in der 56 Seiten langen Einleitung zu den Bacchen steht davon gar nichts. Hermann erklärt hier nur zuerst, weshalb er nach der vorzüglichen Ausgabe von Elmsley von neuem die Bacchen herausgebe, deren Text sehr verderbt sei, dann handelt er über die Auslassung des syllabischen Augments im Trimeter.

Wenn also Goethes Worte in dem genannten Briefe an Hermann, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, sich nicht auf die Vorrede zu den Bacchen, die Hermann im Jahre 1823 herausgegeben hat, beziehen, worauf beziehen sie sich denn? Wenn man durchaus die Bacchen nicht fallen lassen will, so könnte man sie auf die Hypothesis oder den

[1]) Opusc. G. Herm. III p. 37—58. — [2]) W., 41, 2, S. 237 ff. — [3]) d. 19. Okt. 1823. — [4]) W., G.'s Br., 37. Bd., S. 338. — [5]) Goethes Briefe an Leipziger Freunde. 2 Aufl., S. 338. — [6]) G. u. d. griech. Bühnendichter, Progr. Berlin 1888, S. 51.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Prolog beziehen, zumal Prolog Vorrede heißt. Beide befassen sich mit dem Inhalte des Stückes und Goethe könnte in einem Dankbriefe sie wohl eine „würdige, den poetischen Sinn vollkommen durchdringende Vorrede“ genannt haben, zumal wenn man annimmt, daß er selbst nicht das Buch in der Hand gehabt hat, sondern daß Riemer ihm daraus die ersten Seiten übersetzt hat. Sonst kann man von Goethe wohl nicht annehmen, daß er die griechische Hypothesis und den griechischen Prologos mit einer lateinisch geschriebenen Vorrede verwechselt hat. Aber müssen es denn gerade die Bacchen sein, auf die sich die fraglichen Worte beziehen? Nach dem Tagebuche[1]) hatte Goethe zugleich mit diesem Stücke am 15. Oktober 1823 von Hermann noch „Sophoclis Tragoediae. Vol. II, Lipsiae 1823“ und „De Aeschyli Niobe, Programma“[2]) erhalten. Auf die Vorreden der in dem Sophoklesbande enthaltenen Tragödien, der Antigone und des Oedipus Rex, können sich Goethes Worte sicher nicht beziehen, denn die Vorreden zu beiden Stücken enthalten nur grammatische Dinge. So bleibt denn nur noch Hermanns Dissertation über die Niobe des Aeschylus übrig, auf die Goethes Worte passen. Je genauer man diese Arbeit Hermanns betrachtet, desto wahrscheinlicher wird diese Vermutung. Zuerst spricht Hermann von dem Zauber, den die Reste des Altertums immer wieder von neuem auf uns ausüben. Von allen Schriftstellern des Altertums schätzte er aber Aeschylos, dessen Niobe besonders hervorragend gewesen zu sein scheint, am höchsten. Von ihr sagt er „quae compositio fuerit illius fabulae, coniiciat fortasse, ut in Euripidis Phaethonte, divinum ingenium Goethii, cui contigit, quod sibi exoptabat Horatius, integra cum mente nec turpem senectam degere nec cithara carentem.“[3]) Also das göttliche Genie Goethes könne allenfalls aus den wenigen Bruchstücken vermuten, welches der Inhalt des Stückes gewesen ist. Er als Kritiker müsse sich in engeren Grenzen halten. „Nobis, qui critici fungimur officio intra fines consistendum est multo augustiores. Er geht dann auf das Stück selbst ein und hebt hervor, daß Aristoteles den Aeschylos gelobt habe, weil er nicht wie Sophokles die ganze Geschichte der Niobe, sondern nur ihre letzten Jahre dichterisch gestaltet habe. Von ganz besonderer Wirkung wäre in dem Stücke gewesen, daß Niobe durch ein ganzes Drittel desselben schweigend auf dem Grabhügel ihrer Kinder sitzend vom Dichter dargestellt worden sei. — Diese Ausführungen Hermanns können es gewesen sein, von denen Goethe an Hermann schrieb, er habe schon die „so würdige, den poetischen Sinn vollkommen durchdringende Vorrede angefangen“. Vorrede konnte er Hermanns Dissertatio nennen, zumal er im Tagebuch[4]) sie Programma genannt hat.

Einer Schwierigkeit ist noch zu begegnen. Im Tagebuch[5]) stehen allerdings die Worte: „Vorrede zu Hermanns Bacchen“. Das kann aber auch heißen, daß entweder Goethe an diesem Tage die Vorrede Hermanns zu den Bacchen gelesen, oder daß er an diesem Tage an seiner eigenen Vorrede zu seiner Übersetzung der Szene aus den Bacchen geschrieben habe.

Wie ist Goethe nun dazu gekommen, gerade die 56 Verse, von 1236—1291 in der Hermannschen Ausgabe zu übersetzen? Hermann hatte ihm doch gar nicht, wie dies beim Phaethon der Fall war, bestimmte griechische Verse zugeschickt. Ich erkläre mir dies aus den oben zitierten Worten Goethes „Kann man die Macht der Gottheit und die Verblendung

---

[1]) Tagebücher, 9. B., S. 330. — [2]) G. H., opusc. III, p. 37—58. — [3]) l. c. p. 41. — [4]) 9. B., S. 330. — [5]) d. 16. Okt. 1823.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Menschen geistreicher darstellen, als es hier geschehen ist". Wenn Goethe die Bacchen für sein liebstes Stück von allen des Euripides erklärt hatte, so war das gewiß vor allem wegen der Szene geschehen, die ein Gespräch zwischen Kadmus und seiner Tochter Agave enthält, in dem diese von Kadmus zur Erkenntnis gebracht wird, daß sie auf Veranlassung des Dionysos ihren Sohn Pentheus erschlagen hat. Diese Szene ist auch die einzige, die Brumoy in seinem Théâtre des Grecs (Tome second, Paris 1730, S. 631 ff.) ausführlich übersetzt hat, während er von dem ganzen Stück fast nur den Inhalt angegeben hat. Wie Schiller bei seiner Übersetzung der Iphigenie in Aulis und der Phönizierinnen von Euripides neben dem griechischen Text die lateinische Übersetzung des englischen Philologen Josua Barnes und die französische des Pater Brumoy benutzt hat, so ist auch Goethe diese Übersetzung bekannt gewesen. Er hat sich aber bei seiner Übertragung nicht an Brumoy gehalten, sondern fast wörtlich an den griechischen Text angeschlossen. Über diese Szene und über das ganze Stück hatte er, wie aus Hermanns Brief [1]) hervorgeht, mit diesem schon im Jahre 1800 in Leipzig und auch sicher im Jahre 1820 in Karlsbad gesprochen. Dies ist der Grund, warum er nur diese Szene übersetzt und seinen Aufsatz „Die Bacchantinnen des Euripides" [2]) geschrieben hat. Wie Fries (a. a. O. S. 265 ff.) nachweist, ist die Übersetzung durchaus korrekt, Goethe hat sich bei derselben aber meist nicht an die kritische Ausgabe Hermanns, sondern an die mit reichem Kommentar versehenen älteren Ausgaben gehalten. —

Nachdem Goethes Aufmerksamkeit durch Hermanns Dissertatio de Aeschyli Niobe [3]) auf diesen Tragiker gelenkt worden war, wandte er seine ganze Teilnahme auch seiner Schrift De Aeschyli Danaidabus [4]) zu und schloß sich in dem Streite, den Hermann über diese Stücke mit Welcker hatte, ganz an ersteren an. Auch Fragmente des Aeschylos zu einem Ganzen zu gestalten, war Goethe auf Hermanns Veranlassung lange Zeit bemüht. An Zelter schrieb er,[5]) durch das Programm von Hermann De Aeschyli Philocteta dissertatio [6]) sei er auf drei antike Philoktete aufmerksam gemacht worden,[7]) auf das erhaltene Stück des Sophokles und zwei verlorene des Aeschylus und Euripides. Mit Mühe hätte er sich davon losgemacht, denn eine eingehende Betrachtung hätte ihn ein Vierteljahr gekostet, das er nicht mehr nebenher auszugeben habe. Sonst hätte er sich verführen lassen, die verlorenen Stücke wiederherzustellen, zumal ein uralter Lateiner — er meint Accius — von dem er in Hermanns Abhandlung Kenntnis erhalten hatte [8]) einen Philoktet nach dem Aeschyleischen geschrieben habe, wovon noch Fragmente übrig seien und woraus sich der alte Grieche einigermaßen restaurieren lasse. „Du siehst", schließt er, „daß dies ein Meer auszutrinken sey, für unsere alte Kehle nicht wohl hinabzuschlucken".

Goethe dachte sogar daran, nicht nur den Prometheus, sondern selbst das sprödeste aller antiken Dramen, die Hiketiden des Aeschylos, durch Nachdichtung des anschließenden Stückes zu ergänzen.[9])

So ist Goethe immer und immer wieder durch Hermann zu den drei großen griechischen Tragikern geführt worden. —

---

[1]) d. 10. April 1823. — [2]) W. 41, 2, S. 237 ff. — [3]) G. H. opusc. III, p. 37—58. — [4]) G. H. opusc. II, p. 319—336. — [5]) d. 20. Mai 1826. — [6]) G. H. opusc. III, p. 113—129, 1825. — [7]) W. 42, 2, S. 461 ff. u. Gespräche d. 31. Jan. 1827, S. 340, Tagebuch d. 5. Febr. 1826 u. S. 332. — [8]) H. nennt ihn Attius. — [9]) v. Wilamowitz-Möllendorf, Herakles des Euripides I, S. 235.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Beschäftigung mit der griechischen Mythologie und den griechischen Tragikern, zu der Goethe nach seinem eigenen Geständnisse[1]) durch Hermanns wissenschaftliche Arbeiten angeregt worden ist, hat auch nach Form und Inhalt sein letztes antikisierendes Drama, die Helenadichtung im zweiten Teil des Faust beeinflußt, die wohl allgemein für den Höhepunkt dieses viel umstrittenen Kunstwerkes gehalten wird. Goethe hat bekanntlich den mittelalterlichen Zauberer Faust, wie er ihn in der Sage fand, in seiner Dichtung zu dem modernen Vertreter moderner Geisteskultur gemacht. Da er nun in seinem Faust die Universalität des deutschen Geistesstrebens schildern und in der Helenatragödie speziell seiner Begeisterung für das klassische Altertum Ausdruck geben und die Vermählung des deutschen Geistes mit der Antike darstellen wollte, war es nach seiner ganzen Geistesrichtung natürlich, daß er sich an griechische Muster anlehnte und besonders an Euripides, zu dem er durch Hermanns Arbeiten wiederholt geführt wurde und den er bis an sein Lebensende immer und immer wieder studierte.

Hinsichtlich der Form ist schon oben erwähnt worden, wie sorgfältig er bei der Dichtung der Helenatragödie Hermanns Metrik zu Rate zog. An sehr vielen Stellen seiner Tagebücher wird dies ausdrücklich erwähnt.[2]) Aber auch inhaltlich ist ein Anlehnen an griechische Muster, wie sie ihm durch Hermann nahegebracht sind, nachzuweisen. Schon die Voraussetzungen, auf denen die Handlung aufgebaut ist, stammen, wie wohl Morsch zum erstenmal richtig hervorgehoben hat,[3]) großenteils aus Euripides. Bei beiden Dichtern findet sich eine Opferung der Helena wie auch ein Trugbild der Helena. In den Troerinnen des Euripides[4]) sagt Menelaos, Helena solle in Griechenland der Rache derer geopfert werden, denen sie Verderben gebracht habe. Ebenso führt Goethe sie im dritten Akte ein und läßt sie voller Bangen sagen: „Komm' ich als Gattin? Komm' ich eine Königin? Komm' ich ein Opfer für des Fürsten bittern Schmerz und für der Griechen lang erduldetes Mißgeschick"?[5]) Phorkyas[6]) sagt ihr später, daß sie selbst zum Opfer bestimmt sei und durch das Beil fallen werde.[7]) Auf Schritt und Tritt sind Anklänge an Euripides bemerkbar. Wilamowitz äußert sich ganz ähnlich:[8]) „Die Goethische Helena hätte nicht nur ihren Chor aus den Troerinnen des Euripides genommen und ihre Chorlieder im Euripideischen Stile zu halten gesucht, sondern sogar ihre Erfindung unmittelbar aus diesem Akte hergeleitet. Der Menelaos des Euripides erklärt am Ende des Aktes, er nähme Helena nach Hause, um sie dort hinzurichten: mit dieser Situation beginnt Goethe." —

Auch das Trugbild der Helena nahm Goethe aus Euripides. Schon in der Hypothesis zur Helena des Euripides las Goethe, daß nicht die wirkliche Helena nach Troja entführt sei, sondern ihr Bild. Hermes hätte sie auf Geheiß der Hera gestohlen und sie dem Proteus, dem Könige von Egypten, zur Aufbewahrung gegeben. Von hier rettet sie Menelaos auf seiner Heimfahrt von Troja, und beide gelangen glücklich nach Griechenland. Im Prologos hören wir, daß Paris nach Sparta geeilt sei, die Helena zu holen, dann läßt Euripides sie sagen:

---

[1]) s. d. Brief an C. L F. Schultz v. 28. Nov. 1821. — [2]) In den Tagen v. 12.—14. u. 23.—28. Sept. 1800 wird mehrmals Helena u. Hermann De metris genannt. — [3]) Goethe u. d. griech. Bühnendichter, Progr. Berlin 1888, S. 52 ff. — [4]) v. 860—882. — [5]) W. B. 15, I, v. 8527—8529. — [6]) Die Phorkyas entnahm G., wie Maas (G. u. d. Antike, S. 263) nachweist, aus Plutarch. — [7]) v. 8925. — [8]) Einl. z. Eurip. Troerinnen. S. 276.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Doch Hera, Groll im Busen, daß nicht sie gesiegt,
Vereitelt Alexandros' Ehebund mit mir,
Nicht mich gewährend, sondern schuf aus Ätherlicht
Ein lebend Trugbild, das mir ähnlich war.
Nun wähnt in eitlem Wahne mich der Königssohn
Zu besitzen, die er nicht besitzt.“ [1])

In der Mitte dieses Stücks sehen sich dann Menelaos und Helena wieder. Sie sagt ihm, daß sie nicht selbst in Troja gewesen sei, sondern ihr Schattenbild. Ein Bote meldet ihm, daß seine Gattin in Äthershöhen entrückt sei.

Die Sage von dem Scheinbild der Helena stammt nicht von Euripides. Er fand diese schon vor. Herodot berichtet ähnliches,[2]) und Stesichorus in seiner berühmten Palinodie erwähnt auch, daß Paris nur ein Trugbild der Helena nach Troja gebracht habe. Wie v. Wilamowitz überzeugend nachweist,[3]) ist die Sage, daß in Troja gar nicht die wirkliche Helena gewesen ist, sondern eine von den Göttern gebildete Truggestalt, während die wirkliche Helena, des Menelaos treue Gattin, in Egypten zurückgehalten wurde, in Sparta entstanden. Den Spartanern war die Vorstellung, daß Helena, die sie als Göttin verehrten, und Helena, die Ehebrecherin, ein und dieselbe Person sein soll, unerträglich. Auch Nestle meint, Stesichorus hätte bei seiner Auffassung ein lakonisches Volksmärchen benutzt.[4])

Goethe fand in der Faustsage Helena auch als Gespenst vor und ist, wie aus dem Vorhergehenden klar hervorgeht, nach dem Vorgange des Euripides auf den Gedanken gekommen, sie in zweierlei Gestalt, als Gespenst und als wirkliche Person, auf die Bühne zu bringen. Zuerst sehen wir sie bei ihm als Gespenst (v. 6515). Faust sagt zu Mephistopheles (v. 6183 f.): „Der Kaiser will, es muß sogleich geschehen, will Helena und Paris vor sich sehen.“ Um sie heraufzubeschwören, sagt Mephistopheles zu Faust, er müsse zu den „Müttern“ gehn (v. 6216). Er tut es mit einigem Widerstreben. Zuerst erscheint Paris (v. 6452), der vor Ermüdung einschläft (v. 6471), dann tritt Helena hervor (v. 6479). Faust ist von ihrer Schönheit so begeistert, daß er die Erscheinung im Spiegel in der Hexenküche für nichts im Vergleich zu ihr erklärt (v. 6495 ff.). Sie nähert sich dem schlafenden Paris (v. 6506) und küßt ihn (v. 6512). Als Faust sie dem Paris entreißen will, geschieht eine Explosion, und alles verschwindet. — Noch in der klassischen Walpurgisnacht hat Faust keinen anderen Gedanken als an Helena. Zweimal fragt er voller Leidenschaft: Wo ist sie? (v. 7056 u. 7070). Eine Umänderung des Mythus nimmt Goethe insofern vor, als Helena bei ihm nicht von Aphrodite verleitet wird, dem Paris zu folgen, sondern ihn selbst verführt, indem sie den schlummernden Paris küßt.[5])

Im dritten Akt sehen wir dann Helena selbst. Im Gespräche mit Phorkyas erklärt sie ihre Doppelgestalt. Phorkyas sagt (v. 8873 f.): „Doch sagt man, du erschienst ein doppelhaft Gebild, In Ilios gesehen und in Ägypten auch.“ Helena antwortet: „Ich als Idol ihm dem Idol (dem Achill) verband ich mich“ (v. 8879).

Auch die Euphorionhandlung ist, wie Morsch nachgewiesen hat,[6]) auf den Einfluß zurückzuführen, den Goethe durch Hermann erfahren hat (v. 9695 ff.). Die ganze Szene

[1]) v. 31—36, übersetzt von Donner. — [2]) II c. 112—119. — [3]) Troerinnen, Einl. S. 278. — [4]) Euripides, d. Dichter d. griech. Aufklärung, Stuttgart 1901, S. 433. — [5]) s. Herm. Grimm, Homer I S. 104 f. — [6]) a. a. O. S. 53.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zwischen Faust, Helena, Euphorion und dem Chor erinnert an das Fragment des Euripideischen Phaethon, den Goethe wiederherzustellen lange bemüht war.[1]) Morsch sagt: „Phaethon und Euphorion, beide desselben Geistes und Sinnes, steigen hoch zum Himmel unter Zuruf und Ermahnung ihrer Eltern: unten die Freude des Chors, der eine Vermählung feiert und oben die immer sich vergrößernde Gefahr und plötzlich von oben der Sturz des Jünglings in die Hochzeitsfreude hinein und der Umschlag des Festliedes in einen Trauergesang.“ Bei Goethe ruft der Chor zwar: Ikarus! Ikarus! (v. 9901) aber dieser hatte ja ein gleiches Geschick wie Phaethon. Auch Petsch[2]) stimmt dem bei. „Wenn später“, so sagt er, „der schöne Leichnam zu den Füßen der Eltern niederfällt, rufen die Choretiden klagend den Namen Ikarus aus, der in seinem Fluge der Sonne zu nahe kam. Vor Goethes Auge aber stand eine andere, dem kühnen, doch unreifen Flieger nahe verwandte Sagengestalt, diejenige des Phaethon.“ Sowohl Petsch wie Morsch nennen noch viele andere Anklänge in Goethes Helena an den Phaethon des Euripides im besonderen, wie an die griechischen Tragiker im allgemeinen.

Bis ins einzelne hat auf diese Übereinstimmungen Erich Schmidt aufmerksam gemacht.[3]) Auch er sagt: „Durch seine philologischen Arbeiten und Wiederherstellungsversuche kam Goethe immer tiefer in den Euripides hinein und gestaltete — vielleicht sich selbst unbewußt — mit Anlehnung an ihn seine Helena-Dichtung.“ — Auch im einzelnen macht E. Schmidt auf Anklänge an Euripides und Hermannschen Einfluß an vielen Stellen des Faust aufmerksam. Die im zweiten Teil des Faust erwähnte Nymphe Chelone (v. 8170) z. B., die Kabiren (v. 8178) und andere mythologische Wesen waren Goethe aus dem oben erwähnten Briefwechsel zwischen Hermann und Creuzer bekannt.[4]) Er goß hier über Creuzers Symbolik und Mythologie seinen Spott aus. Goethe war froh, sagt E. Schmidt, „daß G. Hermann gegen Creuzer die alte Einfachheit vertrat und weder mit Priestern und Philosophen, noch mit Exkursen gen Osten und Norden etwas zu tun haben wollte.“ Auch die ganze Partie v. 9574 ff. ist mit entschiedenster Parteinahme für G. Hermanns Nüchternheit“[5]) in der Auffassung antiker Mythen gedichtet. Ebenso erinnert der von Vischer geschmähte Chor (v. 9385 bis 9410) an das Hochzeitslied der Mädchen in Euripides' Phaethon, den Goethe durch G. Hermann kennen gelernt hatte.[6])

Andere Anklänge an Euripides dem Worte wie dem Gedanken nach finden sich in der Helena-Tragödie noch in Menge.[7])

Doch wozu solche Einzelheiten hier anführen? Daß Goethe durch Hermann wieder zu den griechischen Tragikern und der griechischen Mythologie in seinem Alter geführt

---

[1]) Ein von Morris gefundenes Blatt zeigt einen Versuch, die ganze Handlung der Helenadichtung zur Wahrung der drei Einheiten auf einen Schauplatz zu konzentrieren; s. Morris, Goethestudien I, 2. Aufl. 204, Paralipomena 164 a. — [2]) Fauststudien, i. Goethe-Jahrbuch, B. 28, S. 105 ff. — [3]) in der Jubiläums-Ausgabe B. 14, S. 352 ff. u. i. Goethe-Jahrbuch, II, S. 65 ff., s. auch E. v. Lippmann i. G.-J., XXIV, 1903, S. 217 ff. — [4]) Weshalb Goethe sich in der klassischen Walpurgisnacht und in der Helena-Tragödie der Gestalten der griechischen Mythologie bedient hat, was vielen Goethe-Verehrern ein Ärgernis ist, hat wohl niemand schöner klar gemacht als Maas, Goethe und die Antike, S. 220 ff. Goethes Hauptquelle für die mythologischen Gebilde der antiken Religion ist allerdings, wie E. Schmidt nachgewiesen hat, das Lexicon mythologicum des Benjamin Hederich. Ihm verdankt G. wichtige Anregungen für die Ausgestaltung seiner Helena-Tragödie, so auch den Namen von Helenas Sohne Euphorion. (s. Robert Petsch i. Goethe-Jahrbuch 28. B, S. 111.) — [5]) a. a. O. S. 370. — [6]) a. a. O. S. 367. — [7]) s. die Hempelsche Ausg. d. W. G.'s Teil XIII, S. 125 ff. u. Düntzer i. d. Kürschnerschen Deutsch. Nat. Lit. 93. B., S. 137. Anm.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

worden ist und ihm unendlich viel verdankt, hat er selbst auf das dankbarste anerkannt. Ohne Hermanns Anregung hätte er sich weder mit der griechischen Mythologie noch mit den griechischen Tragikern so nachhaltig beschäftigt. Selbstverständlich läßt sich nun bei einem Genius wie Goethe nicht auf Schritt und Tritt nachweisen, was in seinen Dichtungen auf Hermann und die griechischen Tragiker zurückzuführen ist. Verstand er auch nur wenig Griechisch, so hat er doch den Geist und das Wesen des Griechentums aufs tiefste erfaßt und in sich aufgenommen und er vermochte es in seinen eigenen Werken „durch die intuitive Kraft der Kongenialität“ [1]) zur Darstellung zu bringen. „Die Kunstform der antiken Tragödie war Goethe damals so sehr in der tiefsten Bedeutsamkeit und in den äußerlichsten Stilkennzeichen lebendig geworden, wie es nur durch die Originale möglich ist.“ [2]) —

Im Jahre 1831 widmete Hermann seine lateinische Ausgabe der Iphigenie in Aulis von Euripides [3]) unserem Dichterfürsten mit den Worten: Goethio Taurica Iphigenia Spiritum Graiae tenuem Camenae Germanis monstratori D. G. H.[4])

Hermann übersandte dieses Goethe gewidmete Werk mit einem Schreiben,[5]) in dem es heißt: „Ich habe mir erlaubt es Ihnen zu widmen und Ihnen, wenn auch mit wenigen Worten, ein öffentliches Zeichen einer Verehrung zu geben, die ich im Namen des alten griechischen Geistes doch eher aussprechen darf, als die, welche Griechisches ins Ungriechische übergetragen für Griechich halten“. Er fügt hinzu, er habe sich bemüht, „das verdorbenste Stück des Euripides möglichst von älterer und neuerer Belästigung zu befreyen“ und hofft „daß der leitende Gedanke des Wahren und Würdigen, wenn auch nur sparsam aus dem schwerfälligen philologischen Gerüste hervorblickt“.

Goethe hat sich mehrmals geäußert, wie sehr ihn die Widmung Hermanns erfreut hat. In einem Briefe an Zelter [6]) schreibt er, daß er durch G. Hermanns Ausgabe der Iphigenie auf Aulis von Euripides wieder auf diesen unschätzbaren griechischen Schriftsteller hingewiesen worden sei. Sein großes und einziges Talent hätte stets seine Bewunderung erregt, aber durch diese Ausgabe sei ihm Euripides noch viel größer erschienen. Den ganzen Winter wolle er nicht von ihm ablassen.

In dem Antwortschreiben Goethes an Hermann heißt es: [7]) „Ew. Hochwohlgeboren haben mich so oft aus düsteren kimmerischen Träumen in jenes heitere Licht- und Tageland gerufen und versetzt, daß ich Ihnen die angenehmsten Augenblicke meines Lebens schuldig geworden. Phaethon, Philoktet, die Urmythologie und so manches Andere haben mich vielfältig beschäftigt, und mir möglich gemacht, das nach Zeit und Ort, Gesinnung und Talent Entfernteste an mich heranzurufen. Wollen Sie mir nun gar auf die ehrenvollste Weise zugestehen, daß ich als ein gedämpftes, aber doch treues Echo jene Klänge unserm gemeinsamen Vaterland zugelenkt, so bleibt mir nichts weiter zu wünschen übrig. Die glücklichsten Augenblicke hab' ich dabey gelebt; hat sich nun zugleich etwas erfreulich Förderndes für meine Landes- und Zeitgenossen entwickelt, so dient dieß zur Stärkung und Belebung meines Glaubens, den ich während eines langen Lebens festgehalten habe. Der Hauptgedanke, nach

---

[1]) v. Wilamowitz-Moellendorf, Eur. Her. I, S. 235. — [2]) ebenda S. 234. — [3]) Euripidis Iphigenia in Aulide. Recensuit Godofredus Hermannus. Lipsiae 1831. — [4]) G. Hermann widmet dies Werk Goethen, der durch seine Iphigenie auf Tauris den Deutschen den feinen Geist der griechischen Muse gezeigt hat. — [5]) Brief v. 2. Nov. 1831 (10 Zeilen). — [6]) d. 23. Nov. 1831. — [7]) d. 12. Nov. 1831.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welchem Sie uns ein so herrliches Stück wiederherstellen ist bewunderungswürdig, die Ausbildung ins Einzelne unschätzbar. So viel darf ich wohl im Allgemeinen sagen, wenn ich auch schon, weder jetzt noch künftig, das eigentlichste Verdienst gründlich anzuerkennen mir einbilden darf. Doch freu ich mich gerade in solchen Fällen eines lebendigen Ahnungsvermögens, welches durch Ihre Behandlungsweise, so weit sie auch im Besonderen von mir abliegen möchte, im Ganzen mich immer befähigt und fördert". . . .

Diese letzten Worte konnte Goethe mit Fug und Recht sagen. Wenn er auch kein Philologe war, so konnte er doch sicher tiefer und richtiger die Verdienste Hermanns anerkennen, als andere, die das Griechische und Lateinische bis ins kleinste beherrschen. Goethe hat gewiß in jeder Zeile den genialen Kritiker bewundert, und der Schlußgedanke der Praefatio hat ihm gewiß die größte Achtung von Hermanns Charakter eingeflößt: „Si quid recte dixerim, id manebit, etiam si vituperabitur; si quid secus, id ne landatum quidem non interire ipse cupio." [1]) — Sonst enthält die 32 Seiten lange Vorrede nichts, was Goethe besonders interessieren konnte. Sie führt aus, daß der Text verderbt, der Schluß später ergänzt ist und bringt Vorschläge, wie der Text zu gestalten ist. — Die Ausgabe selbst enthält kritische Bemerkungen über die Handschriften und ähnliche philologische Dinge. Weder in der Vorrede noch in den Anmerkungen findet sich irgend eine Äußerung, die sich auf Goethes Iphigenie auf Tauris bezieht.

Hermann war nicht der einzige Philologe, der Goethe eine Ausgabe eines griechischen Dramas gewidmet hat. Dazu gehörte auch Hermanns genialster Schüler, Karl Reisig, der seine lateinische Ausgabe der Wolken des Aristophanes Goethe und mit ihm zusammen Fr. Aug. Wolf und G. Hermann gewidmet hat.[2]) In der Widmungsschrift werden alle drei als Priester der Musen gefeiert, als Triumvirn, die am besten von allen Zeitgenossen beurteilen könnten, ob er sein Werk als des Aristophanes würdig herausgegeben habe. In dem Antwortschreiben Goethes an Reisig [3]) dankt er ihm „für das höchst erfreuliche Ehrengedächtniß, das er ihm in so guter Gesellschaft gestiftet".

Hermann hat über die Stücke der griechischen Tragiker oft Kolleg gelesen. In den Sommersemestern begann er seine Vorlesungen erst nach Beendigung seiner Karlsbader Kur. Er las mehrmals „Erklärung der taurischen Iphigenie des Euripides" und schloß diese Vorlesung mit „der höchst interessanten Vergleichung zwischen dem Goethischen und Euripideischen Drama",[4]) wie sie auch im Vorworte seiner Ausgabe [5]) gegeben ist. Wir kommen auf diese Vergleichung am Schlusse unserer Untersuchungen zurück.

Über ein interessantes Gespräch mit Goethe über die drei griechischen Tragiker hat sich Hermann in der Vorrede zu den Herkules des Euripides ausgesprochen.[6]) Er sagt dort, während die Ansichten der Gelehrten über Aeschylus und Sophokles im ganzen übereinstimmen, gehen sie über Euripides auseinander. Dann heißt es: Euripidis versatile et diversissimis argumentis aptum ingenium memini ante multos annos Goethium in sermone quodam, cum ego Aeschylum et Sophoclem anteferrem, multa cum laude praedicare. Et quis magis idoneus

---

[1]) Was ich gut gemacht habe, wird bestehen bleiben, auch wenn es getadelt wird, von dem anderen wünsche ich selbst, auch wenn es gelobt ist, daß es untergehe. — [2]) Aristophanis Nubes Auctore Carolo Reisigio Goethio Wolfio Hermannio Salutem. Lipsiae 1820. — [3]) d. 28. Sept. 1820. — [4]) s. R. Förster i. d. Jahresber. f. Altertumswiss. B. 141 B. Nekrologe 1908, S. 110. — [5]) Iph. Taurica, Lipsiae 1833, p. VI sq. — [6]) p. XIV sq.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

arbiter sit, quam is vir, quem, si quem umquan, nascentem placido lumine viderunt Musae? Manebit merito haec laus Euripidis etiam si non eius sit solius propria.[1])

Goethes große Vorliebe für Euripides geht auch aus dem Gespräch hervor, das er noch wenige Tage vor seinem Tode mit K. W. Göttling hatte.[2]) Dort heißt es: In der alten Literatur zog ihn vorzüglich Euripides an, den er sehr schätzte. Das Fragment Phaethon interessierte ihn so sehr, daß er bei einem Besuch des Professors Göttling am 3. März eine abermalige Revision der Herstellung verhieß. Er sagte unter anderem: „Sie wissen, daß mir Hermann seine Ausgabe der Iphigenie dediziert hat. Es hat mich gefreut, auch darum, weil ihr Philologen in euren Urteilen konstant bleibt. Ich werde von ihm tenuem spiritum Grajae Camenae Germanis monstrator genannt, womit er fast scheint haben andeuten zu wollen, daß ihm Euripides nicht sehr hoch stehe. Aber so seid Ihr! Weil Euripides ein paar schlechte Stücke wie Elektra und Helena geschrieben und weil ihn Aristophanes gehudelt hat, so stellt ihr ihn tiefer als andere. Aber nach seinen besten Produkten muß man einen Dichter beurteilen, nicht nach seinen schlechtesten . . . . Weil Euripides seit langer Zeit angefochten wird, fechtet ihr ihn auch an. Und was für prächtige Stücke hat er doch gemacht!“ . . .

Bei der Erklärung der Schriftsteller, der alten wie der neuen, hielt Hermann die Einfachheit für den besten Weg, und er war ein abgesagter Feind jeder Deutelei und Künstelei. Als einst in seiner Gegenwart davon die Rede war, daß man in Kommentaren zum Faust das Heil der Welt zu fördern meine und daß dabei oft die wunderlichsten Seltsamkeiten zum Vorschein kämen, stimmte Hermann zu und sagte, er erinnere sich noch genau, wie in dem Goethischen Gedichte „Muth“[3]) (früher Eislebens Lied)

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben du siehst,
Mache dir selber Bahn!

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir! —

zwei seiner Freunde[4]) die Worte „Kracht's gleich“ auf das Herz bezogen und das einen großartigen Tropos genannt hätten, während es doch deutlich auf das Eis zu beziehen sei.[5]) Er befand sich auch hier ganz in Übereinstimmung mit Goethe, der von solchen Erklärern, die dem Dichter alle möglichen schönen Ideen unterlegen, an die dieser selbst nicht gedacht hat, sagt:[6])

Im Auslegen seid frisch und munter!
Legt ihr's nicht aus, so legt was unter.[7])

---

[1]) s. Köchly, a. a. O., S. 160 ff. — Ich erinnere mich, daß G. vor vielen Jahren in einem Gespräch, als ich Aeschylus und Sophokles höher stellte, aufs höchste des Euripides vielseitigen und für die mannigfaltigsten Stoffe geeigneten Geist gepriesen hat. Und wer sollte das besser beurteilen können, als der Mann, den wie keinen anderen bei der Geburt die Musen freundlich angeschaut haben? Dieses Lob des Eur. wird bestehen bleiben, auch wenn es ihm nicht allein gebührt. — [2]) d. 3. März 1832. — [3]) W., 1. Bd. erster Teil, S. 67. — [4]) Ernst Heinroth u. Adolf Wagner. — [5]) s. K. Fr. Ameis, G. Hermanns Pädag. Einfluß, Jena 1850. — [6]) s. Köchly, a. a. O., S. 33. — [7]) Zahme Xenien II, 30, W., 3. B., S. 258.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie Hermann diese Worte Goethes sofort auswendig wußte, so war er überhaupt mit Goethes Werken so vertraut, wie mit denen Homers oder der alten Tragiker. —

Ein Jahr nach Goethes Tod hat H. eine lateinische Ausgabe der Iphigenia Taurica des Euripides erscheinen lassen. In der Vorrede zieht er einen sehr ausführlichen Vergleich zwischen dieser Dichtung und Goethes Iphigenie auf Tauris. Es gewährt einen ganz besonderen Reiz auf diese Vergleichung Hermanns näher einzugehen.

In der Vorrede[1]) sagt er, wenn wir es wagen dürfen, seine herrlichen lateinischen Worte deutsch wiederzugeben: Diese Tragödie verdient es besonders, soweit dies möglich ist, in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt zu werden. Denn sie gehört zu den vorzüglichsten, die Euripides gedichtet hat, und wir Deutschen werden besonders dazu veranlaßt, sie genau kennen zu lernen, denn bei uns hat der größte Dichter, Goethe, denselben Stoff auf die Bühne gebracht und den athenischen Dichter so nachgeahmt, daß wir einen geborenen Griechen, doch einen solchen zu vernehmen glauben, der durch die Kultur unserer Zeit gebildet, nicht nur einen reineren und erhabeneren Begriff von Tugend hat, sondern auch unser Gefallen mehr durch die Macht und den Reichtum der Gedanken, als durch den Schmuck der Rede und die Mannigfaltigkeit der Rhythmen erreicht.

Beide Dichter sind in ihrer Art bewunderungswürdig, beide haben sorgfältig ihren Stoff durchdacht und danach die Handlung erfunden und aufgebaut; doch ist der eine der Sage gefolgt, die zu ändern ihm die Religion verbot, der andere durch keine Fessel gebunden, hat frei erdichtet, was er für passend hielt. Denn das muß man vor allem festhalten, wenn man beide Stücke miteinander vergleicht, daß Euripides gezwungen war, dafür zu sorgen, daß nicht nur Iphigenie aus Tauris fortkam, sondern daß auch das Bild der Diana mitgenommen wurde. So nämlich berichtet die Sage, und die Attiker verehrten jenes Bild zu Halae, wohin es von Orest nach allgemeinem Glauben gebracht worden war. Goethen war es erlaubt, allein die Rückkehr der Iphigenie festzuhalten, und da er einsah, daß, wenn jenes Bild bei den Tauriern blieb, hierdurch selbst der Knoten gelöst werden konnte, so durfte er sich hierzu der Zweideutigkeit des Orakels bedienen, indem Apollo Befehl gab, die Schwester zurückzubringen.

Während Hermann so im allgemeinen dem Goethischen Stücke großes Lob spendet, hat er im einzelnen manches an ihm zu tadeln, was diejenigen vor allem beachten sollten, die immer die Goethische Iphigenie auf Kosten der Euripideischen in den Himmel erheben.

Im folgenden gibt Hermann den Inhalt beider Stücke an und hebt ihre Vorzüge und Mängel in gleicher Weise hervor. Ein Vergleich der Anfänge beider Stücke fällt für Goethe günstig aus. Während nämlich Hermann den Anfang des griechischen Dramas tadelt und sagt, es hätte den Fehler aller Prologe des Euripides, daß bekannte Dinge erzählt werden und sich nichts finde, was den Hörer interessieren könne, behauptet er, der deutsche Dichter hätte durch seinen Anfang den griechischen bei weitem übertroffen. Goethe lasse Iphigenien klagen, daß sie von ihrer Heimat und ihren Lieben fern sei und lasse sie zu der Göttin beten, sie den Ihrigen wiederzugeben. Hier sei keine kalte Erzählung, nichts sei klug und gelehrt ersonnen. Alles ergreife gleich den Zuschauer, zeige das Ziel der Handlung und charakterisiere die Jungfrau in ihrer frommen Verehrung der Götter. Und doch hätte auch

[1]) S. 6.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Goethe nicht das vergessen, was von Euripides zu Anfang des Prologs erzählt ist und den Deutschen viel mehr als den Griechen erklärt werden mußte. Aber Goethe habe es da eingeflochten und in solcher Weise, daß, während es bei Euripides gar keinen Eindruck auf die Zuschauer mache, es in dem deutschen Stücke die größte und geradezu göttliche Gewalt habe. Denn indem Goethe völlig die Spuren des Euripides verlasse, läßt er Thoas um die Hand Iphigeniens zum Ehebunde bitten, und zwar zuerst durch Arkas, einen ernsten und verständigen Mann. Als dieser eine abschlägige Antwort erhalten, bittet der König selbst um Iphigeniens Hand. Und nun, um der Ehe, durch die sie ihre Hoffnung auf Heimkehr vereitelt sah, zu entgehen, eröffnet sie dem Könige, was sie vorher verheimlicht hatte, ihre Abkunft und gesteht, daß sie aus einem gottgehaßten Hause stamme. So berichtet sie die ruchlosen Taten ihrer Ahnen und gesteht, wer sie ist. Herrlicheres als diese Szene könne nicht gedichtet werden.

Von dem ganzen Stücke sagt Hermann an dieser Stelle, daß Goethe diese beiden Absichten gehabt zu haben scheine: Erstens, daß er die Spannung bis zum Schlusse des Dramas wach erhält und zweitens, daß er Beispiele höchster Tugend an Menschen zeige, die an Geschlecht, Alter, Aufgaben verschieden sind.

Hermann gibt dann weiter den Inhalt des Goethischen Werkes an, indem er dabei immer vergleichende Blicke auf die Taurische Iphigenie des Euripides wirft. So sagt er: Im zweiten Akt erscheinen Orest und Pylades, nicht, wie bei Euripides, um Gelegenheit zu erspähen, die Bildsäule wegzuholen, sondern Orest, an seiner Rettung verzweifelnd, Pylades ihn aufrichtend. Die Szene ist, obwohl sie wenig vorwärts rückt, durch die Erfindung und durch die Gedanken herrlich und zeigt vorzüglich beider Jünglinge Charakter. Doch tadelt Hermann, daß die Gefangenen, deren Hände mit Ketten gebunden sind, ohne Wächter frei umhergehen.[1])

Gegen diesen Vorwurf Hermanns ist Goethe doch wohl leicht in Schutz zu nehmen. Man muß sich nur vorstellen, daß Orest und Pylades, deren Hände gebunden sind, nicht frei umhergehen, sondern sich im verschlossenen Tempelbezirke befinden, wo sie sich unter strenger Bewachung ihrer Aufseher befanden. Diese brauchten sie doch nicht auf Schritt und Tritt, auf der Bühne sichtbar, begleiten.

Ebenso ist wohl Hermann im Unrechte, wenn er meint, Goethe hätte ohne Grund den Pylades auf Iphigeniens Frage, wer sie seien, sagen lassen, sie seien Kreter, Söhne des Adrast, er sei Cephalos, der jüngste, sein Bruder Laodamas, der älteste. Dieser hätte einen dritten Bruder erschlagen, er werde von den Furien verfolgt und suche auf Apolls Geheiß hier im Tempel der Diana Ruhe. Goethe hätte hier Homer nachgeahmt, doch ohne Grund und deshalb nicht richtig. Denn Pylades hätte die Wahrheit nicht zu verheimlichen brauchen, und wenn er dies für richtig hielt, nicht ganz ähnliches erdichten müssen. Denn es sei ganz gleich, ob Iphigenie hört, daß der Kreter Laodamas von den Furien verfolgt werde, weil er seinen Bruder erschlagen habe, oder daß der Argiver Orest wegen eines Muttermordes in derselben Lage sei.

Goethe hatte zu dieser Änderung guten Grund. Der Brudermord, wie ihn Pylades Iphigenien schildert, ist doch ein immerhin kleineres Verbrechen als der Muttermord, den

[1]) Illud tamen non video, quomodo defendi possit, quod homines captivi, manus catenis vincti, sine custodibus adsunt liberamque veniendi abeundique potestatem habent.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Orest begangen hat. Pylades will mit Recht, da er doch den Wahnsinn Orests erklären muß, durch ein geringeres, ähnliches Verbrechen, das auf Orest lastet, diesen vor Iphigenien entschuldigen. Er gibt zu ihrer Sicherheit vor, sie seien Kreter, um so die Spur von sich abzulenken.

„Ich darf nicht gleich
Ihr unsern Namen nennen, unser Schicksal
Nicht ohne Rückhalt ihr vertraun,“

sagt Pylades und das mit Recht, denn er wollte, vorsichtig wie er ist, nicht gleich ihr ganzes Geschick in die Hand der ihm unbekannten Priesterin legen. — Goethe gewann so auch die Gelegenheit, als Orest später die heilende Einwirkung Iphigeniens empfand, ihn sagen zu lassen:

„Ich kann nicht leiden, daß du große Seele,
Mit einem falschen Wort betrogen werdest.
Ein lügenhaft Gewebe knüpf' ein Fremder
Dem Fremden, sinnreich und der List gewohnt,
Zur Falle vor die Füße; zwischen uns
Sei Wahrheit! Ich bin Orest!“ — —

Das hätte Euripides, sagt Hermann, weit besser und überlegter gemacht, bei welchem Orest sein Geschlecht verheimliche, weil er sich schämt, daß er, Agamemnons Sohn, nicht im Kriege eines rühmlichen Todes sterben, sondern als Gefangener von den Barbaren schimpflich geopfert werden solle. Sonst nennt Hermann diese Szene vortrefflich, in welcher Iphigenie den Tod ihres Vaters durch ihre Mutter erfährt, die empört gegen ihn wegen Iphigeniens Opferung in Aulis war. Auch das sei vortrefflich, daß Pylades aus dem Umstande, daß Iphigenie bei diesen Worten ihr Haupt verhüllend abgeht, neue Hoffnung für seinen Freund aus dieser Rührung schöpft. —

Noch schöner sei die erste Szene des dritten Aktes, in der Orest der Priesterin sein Geschick erzählt, und die Hörer fortwährend zwischen Freude und Furcht schwanken. Dagegen tadelt er, daß Iphigenie, als Orest den Muttermord erzählt hat, zu ihm sagt: „Unseliger, du bist in gleichem Fall, dich drückt ein Brudermord“, und Orest darauf unwillig über die Lüge des Pylades gesteht, daß er Orest ist. Auch das folgende gefällt ihm nicht, obwohl er die Wucht der Rede und der Gedanken bewundert. Die Erdichtung des Pylades, daß Orest seinen Bruder erschlagen hat, die keinen Grund habe und wenig passend sei, wäre von Goethe erdacht worden, damit Iphigenie Gelegenheit finde, aus Orest herauszulocken, wer er sei. Denn weder sei irgendwo gesagt, daß Orest seinen Namen verborgen wissen wolle, noch läßt sein Charakter und sein zum schlimmsten bereiter Geist bezweifeln, daß er, als er merkt, wie Iphigenie durch sein Unglück bewegt werde, freiwillig sagen wird, wer er ist. Daß dann Iphigenie den Göttern dankt, weil sie ihr Geschick so weise und gnädig gestaltet hätten, sei wenig natürlich. Jetzt hätte sie, wie Pylades gebeten hatte, Orest schonen und sich ihm nicht zu erkennen geben sollen. Es sei nicht genug, daß sie dies tue, der Zuschauer müsse auch wissen, warum sie es tue. Es wäre ganz natürlich, daß Orest immer erregter werde und schließlich, als sich Iphigenie ihm zu erkennen gegeben, nicht fern von Wahnsinn zusammenbreche. So schön dies gedichtet sei, so ginge dieser Szene

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

doch die Kraft ab, die das Erkennen der Geschwister bei Euripides habe. Denn bei Goethe erkenne Orest die Schwester und erkenne sie auch nicht. Dies sei ein Beispiel dafür, daß der alte Dichter, der den Stoff mit der größten Einfachheit und der Natur entsprechend entworfen hat, dem späteren überlegen sei, der, da das einfache und natürliche ihm weggenommen war, gezwungen wurde, weniger wahrscheinlich zu erdichten.

Es ist schwer zu verstehen, wie ein so großer Geist, wie Hermann, so verkehrt urteilen konnte. Daß Orest, als er den Muttermord geschildert, wieder von den Furien erfaßt wird, ist ganz natürlich, ebenso, daß Iphigenie nun sagt: „Unseliger, du bist in gleichem Fall". So hatte es ihr ja Pylades gesagt, und Orest, der unbedingtes Zutrauen zu Iphigenien gefaßt hat, erzählt ihr jetzt die ganze Wahrheit, er sei Orest und sehne sich nach dem Tode. Daß dann Iphigenie den Göttern dankt, weil sie sie in Weisheit und Güte geführt, indem sie ihr erspart, die Greuel ihres Hauses zu sehen und ihr jetzt ein ungeahntes Glück beschieden haben, ist doch psychologisch richtig motiviert und menschlich sehr natürlich. Daß sie sich ihm dann zu erkennen gibt, ist psychologisch leicht verständlich, denn sie gibt sich der berechtigten Hoffnung hin, Orest werde, wenn er erfährt, daß er hier die Schwester finde, von seinem Wahnsinne ablassen und in diesem ungeahnten Glücke der Götter weise und gnädige Fügung erkennen und gesunden. Daß er dann infolge der Wucht des eben Erlebten in Ermattung sinkt, daß er bald in Iphigenie die Priesterin sieht, die bestimmt ist, ihn zu opfern, bald die Schwester, von deren Berührung er sich geheilt fühlt, ist doch ein Triumph der Kunst, und nicht, wie Hermann meint, unwahrscheinlich. —

Von den beiden folgenden Szenen, den beiden letzten des dritten Aktes, sagt Hermann, wenn sie auch wegen der Sprache und Gedanken bewunderungswürdig seien, wären sie doch für die fernere Handlung nicht wichtig, aber notwendig wegen des Vorhergegangenen. Denn in der ersten der beiden erwacht Orest aus seiner Betäubung und glaubt in der Unterwelt zu sein, in der zweiten ist er von den Furien befreit und erkennt die Schwester nicht, spricht aber von ihr wie von einer Erkannten.

Hermann ist auf den inneren Gehalt dieser Szenen nicht eingegangen. Sie sind für die Heilung des Orest von der größten Wichtigkeit. Orest sieht in der Unterwelt, wo er zu sein glaubt, seine Ahnen. Sie gehen friedlich nebeneinander. Hier ist keine Feindschaft unter ihnen. Sie sind hier alle der Feindschaft los. Vater und Mutter gehen hier Hand in Hand. So darf auch er zu ihnen treten und seiner Mutter Hand fassen. Auf Erden war „der Gruß des Mordes gewisse Losung", aber hier ist Friede und Eintracht. Als er dann erwacht und in Wirklichkeit seine Schwester vor sich stehen sieht, die ihm „wie eine Himmlische" begegnet ist und sein Freund Pylades mit männlich festen Worten seinen Geist zur klaren Erfassung des Geschehenen zurückruft, da geht der von Pylades und Iphigenie in seine Seele gestreute Samen auf. In heller Freude und „mit freiem Herzen" erkennt er seine Schwester und seinen Freund. „Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz." Seine Heilung ist vollendet. Es treibt ihn „Nach Lebensfreud' und großer Tat zu jagen". —

Im vierten Akt ist Iphigenie geängstigt wegen des Geschicks des Wiedergefundenen und wegen der Lüge, die ihr Pylades in den Mund gelegt hat. Ein antiker Dichter, meint Hermann, hätte dies geschickter gemacht. Dieser hätte dafür gesorgt, daß die Zuschauer wissen, um was für eine Lüge es sich handelt. Erst in der Szene mit Arkas erfahren wir, daß es sich um die Reinigung des Bildes handelt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auch hier verkennt Hermann die Schönheit der Goethischen Dichtung. Wenn wir auch nicht gleich wissen, um was für eine Lüge es sich handelt, so ahnen wir es doch und werden in echt dramatischer Weise in Spannung gehalten. Nur wenige Minuten wird uns das Geheimnis vorenthalten, außerdem bringt Goethe durch dieses Schwanken Iphigeniens, indem sie bald in die Lüge willigt, bald Gewissensbisse darüber empfindet, seine Heldin unsrem Herzen näher, was ein überaus feiner dramatischer Zug ist.

Sonst hat der vierte Akt Hermanns Beifall, und besonders der Schluß, wo sich Iphigenie an das Lied der Parzen erinnert, das diese bei Tantals Fall singen, nennt er vortrefflich. —

Hermann behauptet dann, die zwei ersten Szenen des fünften Aktes seien unnötig. Es sind zwei kleine Szenen, in deren erster Arkas dem Könige seinen Verdacht ausspricht, die Priesterin stehe im Bunde mit den Fremden, während in der zweiten, einem kurzen Selbstgespräche, der König sich Vorwürfe macht, daß er durch seine Nachsicht in Iphigenie den Gedanken groß gezogen hat, daß sie sich jetzt ein eigenes Schicksal aussucht. Diese Szenen sind nicht unnötig, sondern machen uns mit der Gesinnung des Königs bekannt und bereiten vorzüglich die dritte Szene, das Gespräch zwischen Iphigenie und Thoas, vor, die Hermann ausgezeichnet findet. Aber das sei weder griechischer Brauch noch nach den Gesetzen der Kunst, daß Iphigenie auf die Frage des Königs, wer die Fremdlinge seien, zögernd antwortet: „Sie sind — sie scheinen — für Griechen halt' ich sie.“ Das sei zwar natürlich, aber der Dichter dürfe nicht alles nachahmen, er müsse niedriges und gemeines — und das Stocken der Stimme, das Zurücknehmen und Sichverbessern sei niedrig — in eine feinere und würdigere Form bringen.

Wir sind erstaunt, diese Einwürfe zu lesen. Ob das Getadelte griechischer Brauch ist oder nicht, darauf kommt es hier nicht an, denn Goethe schrieb sein Stück nicht für Griechen. Daß ein derartiges Zögern und Zaudern aber gegen die Gesetze der Kunst sein soll, wie Hermann behauptet, können wir nicht zugeben. Hermann sagt selbst, dies wäre natürlich. Und das ist es durchaus. Es ist natürlich und menschlich zugleich, daß Iphigenie Bedenken trägt, das dem Könige zu gestehen, wodurch sie das Leben ihres Bruders aufs Spiel setzt.

Auch der Schluß des ganzen Stücks hat nicht Hermanns Beifall. Als Iphigenie den König bittet, sie in die Heimat ziehen zu lassen, sage er: „So geht!“ und als Iphigenie ihn bittet, sie nicht grollend, sondern freundlich zu entlassen, sage der König: „Lebt wohl!“ Obwohl diese Szene voller Leben und durch Sprache und Gedanken ganz ausgezeichnet sei, beleidige dieses letzte „Lebt wohl!“ doch den Hörer, da es weder dem Brauche der griechischen Tragödie entspreche, noch überhaupt kunstgemäß sei. Der Schluß einer Dichtung, besonders eines Trauerspiels, müsse derart sein, daß mit Beilegung der Aufregung das Gemüt ausruhe, und nicht gewaltsam verschwiegen werde, was der Dichter aussprechen müsse, sonst hinterlasse er sein Stück unvollendet. Ein griechischer Dichter hätte nicht mit jenem mit Mühe herausgepreßten „Lebt wohl!“ geschlossen, sondern den König, wie es einem edlen Manne gezieme, sagen lassen, „er entlasse Iphigenien, wenn auch ungern, doch gebe er dem Geschicke und dem Willen der Götter nach und wünsche, daß sie mit ihrem wiedergefundenen Bruder glücklich in die Heimat zurückkehren möge.“

Wir bedauern, auch hierin Hermann nicht recht geben zu können. Was den griechischen Brauch anlangt, so gilt auch hier, was wir oben bei dem von Hermann getadelten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stocken der Rede Iphigeniens gesagt haben. Warum aber das kurze „Lebt wohl!“ nicht kunstgemäß sein soll, ist nicht zu verstehen. Daß Thoas Iphigenien nur ungern scheiden läßt, ist zuzugeben. Seine kurzen Reden sind aber sehr vielsagend und malen ausgezeichnet, wie es in seinem Innern aussah. Man muß auch die herzgewinnenden Worte berücksichtigen, die Iphigenie vorher zu ihm spricht, Worte innigster Dankbarkeit und Hingebung. Sie sagt dann zweimal zu ihm „Leb' wohl!“ und fordert ihn auf, ihr zum Pfande der Freundschaft seine Rechte zu reichen. Es ist doch anzunehmen, daß er dies tut und daß während der letzten Worte Iphigeniens der König sich freundlich zu ihr wendet, freudig in die dargereichte Rechte einschlägt und nun im freundlichsten Tone nicht nur ihr, sondern auch ihrem Bruder und seinem Freunde die Hand reicht und die Worte spricht „Lebt wohl!“ —

Goethes Iphigenie auf Tauris ist oft mit der Euripideischen verglichen worden, selten wohl von einem so großen Gelehrten wie Hermann. Daß dieser neben dem begeisterten Lobe, das er dem deutschen Kunstwerke spendet, auch so scharfen Tadel ausspricht, ist wohl daraus zu erklären, daß er Goethes Stück mit dem Maßstabe der griechischen Tragödie mißt und als ausgezeichneter Kenner der griechischen Tragiker eine unzerstörbare Vorliebe für das gleichnamige Euripideische Drama hatte. Hermanns Einwände sind geistreich und verdienen alle Beachtung. Sie sind aber doch, wie wir gezeigt zu haben glauben, sämtlich leicht zu widerlegen. —

Abgesehen von diesen Meinungsverschiedenheiten war G. Hermann ein unbedingter Bewunderer der Goethischen Dichtungen und er gehört vor allen zu den Männern, die Goethes Muse nach mehr wie einer Seite hin beeinflußt haben. Der Dank des deutschen Volkes gebührt dem großen Philologen, der die Errungenschaften seiner Wissenschaft dem gestaltenden Genie unseres großen Dichters nahe brachte und ihn veranlaßte, durch seine Nachdichtungen die Mitwelt auf die Schönheit der griechischen Literatur aufmerksam zu machen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stocken der Rede Ip ber das kurze „Lebt wohl!“ nicht
kunstgemäß sein soll s Iphigenien nur ungern scheiden
läßt, ist zuzugeben. ielsagend und malen ausgezeichnet,
wie es in seinem Inn gewinnenden Worte berücksichtigen,
die Iphigenie vorher kbarkeit und Hingebung. Sie sagt
dann zweimal zu ihm ihr zum Pfande der Freundschaft
seine Rechte zu reich er dies tut und daß während der
letzten Worte Iphigen wendet, freudig in die dargereichte
Rechte einschlägt un ur ihr, sondern auch ihrem Bruder
und seinem Freunde ht „Lebt wohl!“ —

Goethes Iphig ideischen verglichen worden, selten
wohl von einem so aß dieser neben dem begeisterten
Lobe, das er dem de scharfen Tadel ausspricht, ist wohl
daraus zu erklären, abe der griechischen Tragödie mißt
und als ausgezeichne er eine unzerstörbare Vorliebe für
das gleichnamige Eu Einwände sind geistreich und ver-
dienen alle Beachtun ezeigt zu haben glauben, sämtlich
leicht zu widerlegen.

Abgesehen v war G. Hermann ein unbedingter
Bewunderer der Goeth allen zu den Männern, die Goethes
Muse nach mehr wi Der Dank des deutschen Volkes
gebührt dem großen seiner Wissenschaft dem gestalten-
den Genie unseres g hn veranlaßte, durch seine Nach-
dichtungen die Mitwe Literatur aufmerksam zu machen.

© The Tiffen Company, 2007
TIFFEN Gray Scale
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
R G B W G K C Y M

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf